



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

18. JAHRGANG
APRIL-JUNI 1989



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart I
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand,
Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm
Druck: Konradin Druck · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Hubert Krins	
Zur denkmalpflegerischen Bedeutung des Schlosses Aulendorf, Stadt Aulendorf, Kreis Ravensburg	77
Naturwissenschaften und Archäologische Denkmalpflege (3)	
Manfred Rösch	
Die Archäobotanik	85
Alfons Zettler	
Die spätkarolingische Krypta von St. Georg in Reichenau-Oberzell	97
Denkmalportrait	
Norbert Bongartz	
Ein Hauch von Großstadt	
Der „Württembergischer Hof“ in Weikersheim, Main-Tauber-Kreis	106
Ein Landhaus in der Stadt	
Das „Kramersche Haus“ in Tauberbischofsheim (Am Wörth 1), Main-Tauber-Kreis	108
Herbert Jüttemann	
Säge und Mühle	
Die technischen Kulturdenkmale des neuerrichteten Freilicht- museums Neuhausen ob Eck	110
Personalien	114
Buchbesprechungen	115
Mitteilungen	119

Titelbild: Schloß Aulendorf im Luftbild aufgenommen 1989. Zum Beitrag Hubert Krins: Zur denkmalpflegerischen Bedeutung des Schlosses Aulendorf, Stadt Aulendorf, Kreis Ravensburg (Luftbild freigeg. vom Reg.-Präs. Stuttgart Nr. 000/64905 vom 11. 4. 1989).

Hubert Krins:

Zur denkmalpflegerischen Bedeutung des Schlosses Aulendorf, Stadt Aulendorf, Kreis Ravensburg

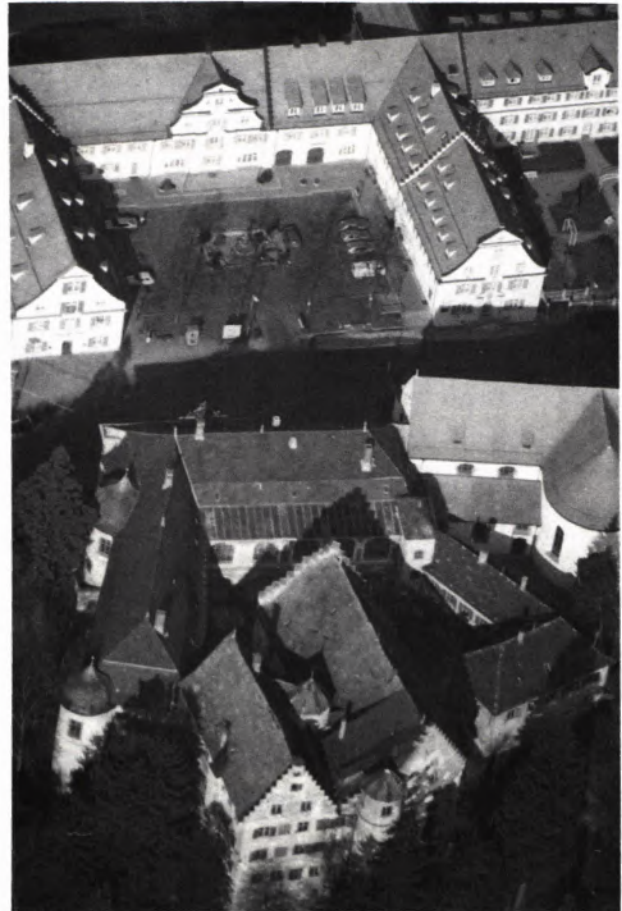
In der Diskussion um die Zukunft des Schlosses Aulendorf wird gelegentlich gefragt, ob es in Anbetracht der unleugbaren Schäden nicht richtiger sei, abzubauen, als mit hohem Aufwand zu sanieren. Und zur besseren Rechtfertigung einer solchen „Tabula-rasa-Lösung“ wird auch der Denkmalwert des Schlosses grundsätzlich in Frage gestellt. Es geht also um Werte: um viel Geld einerseits und um Kulturgeschichte und Denkmalbedeutung andererseits; zwei Kategorien, die miteinander zunächst gar nichts zu tun haben und bei der Entscheidungsfindung auch nicht vorschnell miteinander vermengt werden sollten, schon gar nicht im berühmten-berühmten Zirkelschluß manipuliert werden dürfen.

Im folgenden soll ausschließlich die kulturelle Dimension näher betrachtet werden: Worin besteht der besondere Denkmalwert des Schlosses Aulendorf? Dabei wird in der vom Denkmalschutzgesetz vorgegebenen Weise zwischen der heimatgeschichtlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Bedeutung unterschieden.

Heimatgeschichtliche Bedeutung

Über dem Mittelrisalit der Schloßfassade prangt das kupferne Wappen der Reichsgrafen von Königsegg. Diese Adelsfamilie läßt sich schon im 12. Jahrhundert nachweisen. Damals saß sie auf ihrer Stammburg in Fronhofen. Seit 1251 nannte sich ein Familienzweig nach der zunächst als Lehen übernommenen Burg Königsegg. Diesen ursprünglich welfischen Dienstmannen gelang es, um Königsegg und Aulendorf herum ein kleines Herrschaftsgebiet aufzubauen, zu dem durch Heirat ab 1381 auch der Marktort Aulendorf selbst gehörte. 1629 wurden sie Reichsgrafen, und wenig später verlegten sie ihre Residenz von Königsegg nach Aulendorf. Diese kleine Herrschaft mit etwa 3000 Einwohnern bestand bis 1806, als sie an das Königreich Württemberg fiel. Schloß Aulendorf verblieb danach im Besitz der Familie bis 1942. Einige Mitglieder der Familie Königsegg sind außerhalb ihres Herrschaftsbereiches zu Ansehen und ehrenvollen Ämtern gelangt, vor allem als kaiserliche Landvögte in Ober- und Niederschwaben. Besonders hervorzuheben sind Graf Lothar (1673–1751), österreichischer Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrates sowie Graf Maximilian Friedrich, 1761 bis 1784 Erzbischof von Köln und Bischof von Münster.

Schloß Aulendorf war durch rund drei Jahrhunderte Residenz der Reichsgrafen von Königsegg. Es legt damit Zeugnis ab von den Herrschaftsverhältnissen eines der vielen relativ kleinen Territorien, wie sie bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation dessen Landkarte bestimmten. Zugleich bildete



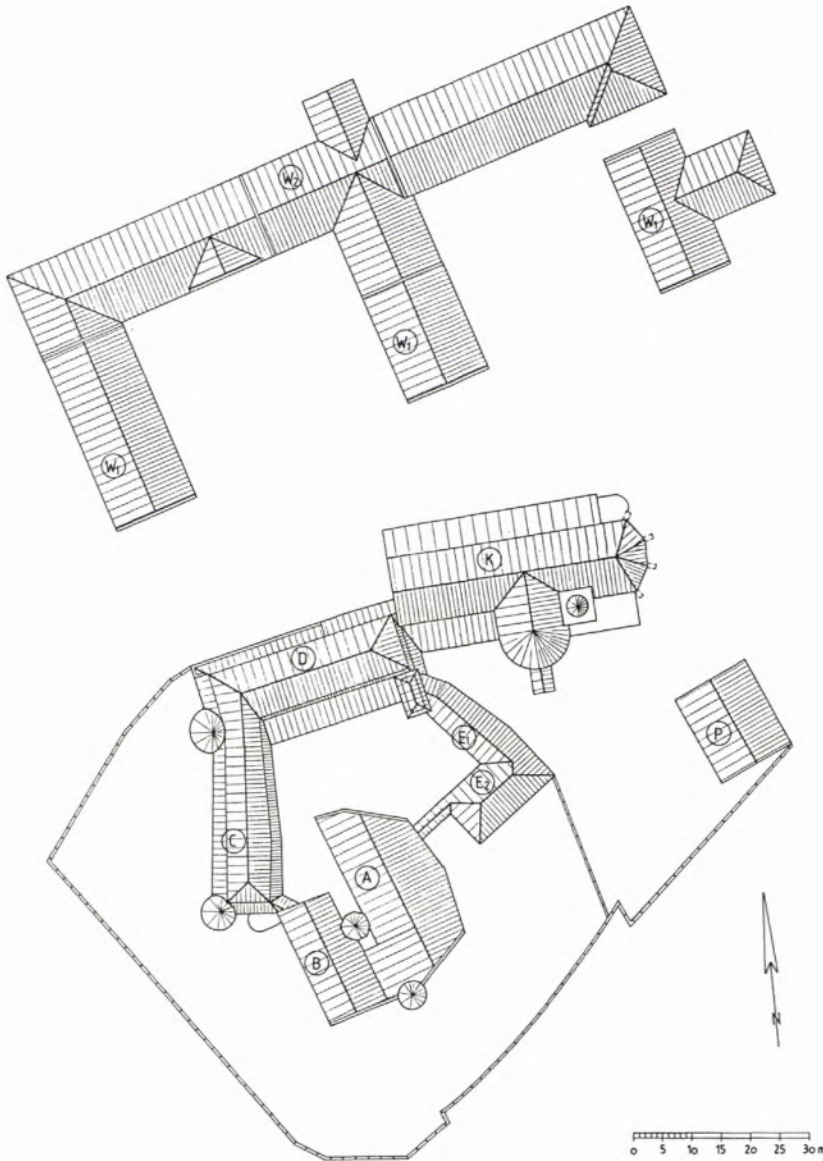
1 SCHLOSS AULENDORF, Luftaufnahme von 1989. (Freigeleg. vom Reg.-Präs. Stuttgart, Nr. 000/64906 vom 11. 4. 1989.)

diese Herrschaftsepoche einen wesentlichen Teil der Ortsgeschichte Aulendorfs, verdankt doch die Stadt ihre bedeutendsten Bauwerke – neben dem Schloß mit seinen auf der anderen Seite der Hauptstraße gelegenen Nebengebäuden sind vor allem die Kirche, aber auch die Friedhofskapelle, das Pfarrhaus und die alte Apotheke zu nennen – eben dieser Epoche. In diesen regionalgeschichtlichen und ortsgeschichtlichen Bezügen liegt die besondere heimatgeschichtliche Bedeutung des Schlosses.

Baugeschichte

Vor einer Erörterung der wissenschaftlichen und künstlerischen Bedeutung ist zunächst das Bauwerk mit seiner Entstehungsgeschichte vorzustellen. Auffallend ist, daß es sich nicht um ein einzelnes Gebäude mit einer leicht überschaubaren Gesamterscheinung handelt, sondern um ein sehr kompliziertes, aus vielen Bauteilen zusammengesetztes Gebilde, das sich am ehesten erschließt, wenn man sich in den Schloßhof begibt.

Gegenüber der Tordurchfahrt ragt eine mächtige Wand auf, mit unregelmäßigem Verlauf und kaum durch Fenster gegliedert: sie ist ein Teil der mittelalterlichen Burg, die nach Aussage ihrer Mauerwerkstruktur noch dem 12./13. Jahrhundert angehört. Wahrscheinlich ist diese Wand als östlicher Teil der Burg- oder Schildmauer aufzufassen, die einst den Sitz des Ortsadels umschloß, der sich seine Burg an strategisch günstiger Stelle, am Rande des damaligen Dorfes und unweit einer Straßenkreuzung an der steil abfallenden Hangkante des Schussentales errichtete.



2 LAGEPLAN der Schloßanlage mit Dachaufsicht.

A: Teil der mittelalterlichen Burg, mit romanischem Kernbau.

B: Spätgotischer Bau.

C: Westflügel; südlicher Teil spätgotisch, 1699 überformt und nach Norden verlängert.

D: Bau von 1741 mit 1778–1791 vorgeblendeter, klassizistischer Fassade.

E 1: Verbindungstrakt, 1. H. 18. Jh.

E 2: sog. „Neubäule“, Ende 18. Jh.

K: Kath. Pfarrkirche St. Martin.

P: Kath. Pfarrhaus.

W 1: ehem. Beamtenwohnungen.

W 2: ehem. Marstall.

3 SCHLOSS UND ORT in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Ausschnitt aus einem Leinwandbild im Schloß Königseggwald.



4 VORPLATZ und Wirtschaftsgebäude des Schlosses zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Das Bild zeigt den Empfang des Erzherzogs Karl durch Franz Xaver Graf Königsegg 1814 (Schloß Königseggwald).



5 SCHLOSS AULENDORF 1869 in einer Zeichnung von Konrad Dollinger (Städtische Sammlung Biberach).

XVIII. S. - SCHLOSS KÖNIGSEGG AULENDORF. - XIV. S.

Die Einbauten in diesen ältesten Teil (A) sind indes erst später vorgenommen worden. Hervorzuheben ist ein spätmittelalterlicher, mit einem Netzgewölbe überspannter Raum im Erdgeschoß, dessen ursprüngliche Funktion nicht sicher benannt werden kann, wie denn überhaupt so manches Kapitel der Baugeschichte des Schlosses noch der Erforschung harret.

Ebenfalls dem späten Mittelalter gehört der westlich anschließende Bauteil (B) an mit einer Wendeltreppe als beide Bauteile verbindendes Erschließungselement. Auch der südliche Teil des Bauteiles (C) wird im Kern auf diese Zeit zurückgehen. Ihren deutlichsten Niederschlag findet diese spätgotische Bauepoche in den beiden hohen Staffelgiebeln nach Süden, aber auch in manchen Details wie der aufgemalten Quadereinfassung der Gebäudeecken, die an vielen Stellen unter dem abgefallenen späteren Verputz hervortritt. Mit diesen baulichen Veränderungen des späten 15. oder frühen 16. Jahrhunderts wandelt sich die Burg zum Schloß.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg und nach der Wahl des Schlosses zur Residenz setzt erneut eine rege Bautätigkeit ein. Unter dem Vorarlberger Maurermeister Johann Beer wird 1699/1701 der schon genannte westliche Bauteil (C) überformt und nach Norden verlängert, wobei an der Nordwestecke ein kräftiger Rundturm entsteht. Das Schloß sucht gewissermaßen mit signifikanten und damals modernen Bauformen eine größere Nähe zum Ort. 40 Jahre später entstehen der Verbindungsbau zur Kirche (D) und der den Innenhof im Osten abschließende Bau (E 1) mit anschließender Arkadenmauer zur Burg. Schließlich wird der stadtsseitige Flügel 1778/81 nochmals überarbeitet. Zur Stadt hin wird eine frühklassizistische Palastfassade vorgeblendet, zum Hof hin wird ein schmaler Arkadengang angefügt. Der Architekt dieser Baumaßnahme ist der Franzose Michel d'Ixnard, der als herausragendster Baumeister Südwestdeutschlands im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gilt (weitere Hauptwerke: die Klosterkirche St. Blasien, die ehemalige Damenstiftkirche Bad Buchau, die Stadtkirche in Hechingen und – für den gleichen Bauherren 15 Jahre zuvor – Schloß Königs-

eggwald). Auch der Ostflügel wird zu dieser Zeit nochmals erweitert (E 2).

Vor allem wird aber das Innere in dieser letzten Bauepoche entscheidend geprägt: Das schöne Treppenhaus, die Zimmerflucht der Beletage im West- und Nordflügel mit zahlreichen Details wie Öfen, Fußböden, Vertäferungen, Fenstern, Türen u. a. m. sowie – vor allem – der prächtige Marmorsaal an der Nordwestecke sind hervorzuheben. Das 19. Jahrhundert fügt noch das eine oder andere hinzu, so die Quadergliederung und Dekoration der Fassade, greift aber nicht mehr entscheidend in den Bestand ein.

Wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung

Die besondere Denkmalbedeutung des Schlosses Aulendorf wird sofort einsichtig, wenn man fragt, wie üblicherweise das Zeitalter des Barock mit einer alten Burg- oder Schloßanlage umgegangen wäre, zumal wenn es sich um den Hauptwohnsitz eines herrschenden Geschlechtes gehandelt hätte: ohne Zweifel hätte man entweder alle ältere Bausubstanz beseitigt, um einen sich möglichst frei entfaltenden Neubau zu errichten, oder man hätte nach einem geeigneten anderen Standort gesucht, um ein „Neues Schloß“ zu errichten. Die Tatsache, daß in Aulendorf die alte Anlage erweitert, sozusagen für die neuen Bedürfnisse einer kleinen Residenz fortgeschrieben wurde („auff die iezige modi“, heißt es im Rechnungsbuch der Erweiterung von 1700), ist außergewöhnlich. Gerade aus der Anschaulichkeit dieses kontinuierlichen Weiterwachsens gewinnt das Schloß einen besonderen Reiz, etwa im Gegenüber der romanischen Burgmauer und der frühklassizistischen Arkade im Innenhof.

Auch die besondere Außenwirkung mit ihren „zwei Gesichtern“ – Adolf Schahl (s. Lit. 2) schreibt treffend vom „ritterlichen“ und „kavalierrmäßigen“ Gesicht des Schlosses – ist Folge dieser spezifischen Baugeschichte. Nach Süden, weit in die Landschaft der Schussenniederung hineinwirkend, der charakteristische doppelte Staffelgiebel, zusammen mit der benachbarten Stadtpfarrkirche eine unverwechselbare Baugruppe bildend; nach Norden im unmittelbaren Anschluß an die Kirche



6 DIE STADTFRONT des Schlosses. Aufnahme um 1960.

7 BLICK ÜBER DAS „NEUBÄULE“ (E 2) auf die Ostfront des mittelalterlichen Kernbaus (A); Aufnahme 1980.



die ortsbezogene und ortsbildprägende Schaufassade des späten 18. Jahrhunderts. Dieser Front antwortet das Pendant der 1741 entstandenen Wirtschaftsgebäude, die als betont regelmäßige, im Grundriß E-förmige Anlage dem Schloß und der Kirche gegenübergestellt wurden. Da zwischen beiden Baukomplexen die Straße verläuft, konnte ein Ehrenhof unmittelbar vor dem Schloß nicht angelegt werden. Wie alte Abbildungen zeigen, mußte bei festlichen Anlässen hierfür der Straßenraum mit entsprechenden Festdekorationen in Anspruch genommen werden.

Neben diese künstlerische Bedeutung des Schlosses für seine Umgebung tritt der eigenständige künstlerische Wert der Fassadengliederung, wie sie der Architekt d'Ixnard entworfen hat: eine durch Lisenen in fünf Achsen gegliederte, dreigeschossige Palastfassade mit sehr flachem, einachsigen Mittelrisalit. Diese Mitte wird zwar durch einen Balkon über dem Portal betont,

nicht aber durch einen Giebel – wie dies sonst im Klassizismus vielfach der Fall ist. Vielmehr ist dieser Mittelteil genauso waagrecht abgeschlossen wie die benachbarten Fensterachsen. Die ursprünglich wohl über der gesamten Fassadenbreite vorhandene steinerne Brüstung unterstreicht diesen horizontalen Abschluß noch. An die Stelle des Giebels als bauliches Hoheitszeichen tritt hier das heraldische in Gestalt des schon eingangs genannten großen Wappens. Die Vorbilder dieser Fassadengestaltung liegen im französischen Schloßbau, wie die kunsthistorische Forschung ermittelt hat (vgl. Lit. 1).

Auch die Toreinfahrt ist architektonisch gegliedert. Von ihr aus ist seitlich das repräsentative Treppenhaus zu erreichen. Sandsteinerne Säulen fassen den Treppengang ein. Die Treppe wird zunächst mit einem Lauf hochgeführt. Vom Zwischenpodest aus führt sie dann im Gegenlauf mit zwei Läufen ins Obergeschoß hinauf,

8 BAUGRUPPE aus dem Mittelalter und Frühklassizismus: der Nordgiebel von Bau A und der Arkadengang am Bau D; im Hintergrund der Barockflügel C; Aufnahme 1980.





9 HOFDURCHFART und Eingang zum Treppenhaus; Aufnahme 1980.



10 TREPPENHAUS. Oben in der Mitte der Zugang zum Marmorsaal (Aufnahme 1980).

vor das betont in die Mitte gesetzte Portal zum Marmorsaal. Diese einfache, in den Einzelheiten aber mit äußerster Sorgfalt ausgestaltete Lösung gibt dem Treppenhaus trotz seiner geringen Abmessungen Weite und vornehmen Charakter. Vom oberen Podest aus wird seitlich die hofseitige Galerie in den Bauteilen (C) und (D) erreicht, von der aus wiederum die einzelnen Zimmer der klassizistischen Raumflucht zugänglich sind. Im Marmorsaal sind die künstlerischen Mittel der Innengestaltung gegenüber dem Treppenhaus noch weiter gesteigert. Ihm wird als einem der schönsten klassizistischen Räume Südwestdeutschlands ein eigener Beitrag im nächsten Heft dieser Zeitschrift gewidmet sein.

Die künstlerische Bedeutung des Schlosses Aulendorf ergibt sich aus vielen höchst unterschiedlichen, aber jeweils gewichtigen Teilaspekten. Sie liegt in der prägenden Erscheinung des Gesamten nach außen, in der gliedernden Gestaltung der Stadtfassade, in der äußerst anschaulichen Ablesbarkeit seiner Baugeschichte mit vielen künstlerischen oder kunstgeschichtlich bedeutsamen Details, und sie liegt nicht zuletzt im Inneren in der Art und Weise, wie die Ausgestaltung der Räume mit architektonisch-künstlerischen oder handwerklich-künstlerischen Mitteln erfolgte. Alle diese Elemente verbinden und verdichten sich zu einem außerordentlich hohen Denkmalwert. Dementsprechend war und ist das Schloß auch Gegenstand der kunstwissenschaftlichen Forschung (vgl. Lit. 2).

Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung

1930 wurde das Schloß in das damalige Verzeichnis der Baudenkmale eingetragen. Seit dem Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes 1972 gilt es damit als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung. Die damit zum

Ausdruck gebrachte hohe Einstufung kommt aber ebenso auch in den richterlichen Anordnungen zum Ausdruck, die in den Auflösungsbeschuß des Fideikommisses vom 28. 3. 1942 aufgenommen wurden mit dem Ziel, die staatliche Aufsicht über dieses Kulturgut so zu sichern, daß der Denkmalcharakter des Schlosses für alle Zeit erhalten bleibt.

Literatur:

- 1) s. Hans Jakob Wörner, Architektur des Frühklassizismus in Süddeutschland, München/Zürich 1979, S. 226. Wörner übersieht allerdings, daß der Fassadendekor erst im 19. Jahrhundert hinzugefügt wurde. Alte Ansichten belegen – entgegen seiner Auffassung –, daß der Bau fast genauso ausgeführt wurde, wie ihn der von d'Ixnard im „Recueil d'Architecture“, Straßburg 1791, veröffentlichte Stich zeigt.
- 2) Der wissenschaftliche Stellenwert des Schlosses Aulendorf in der Kunstgeschichte Süddeutschlands wird in der folgenden Zusammenstellung der Literatur deutlich:
 1. Wilhelm Freiherr König von und zu Warthausen: Burgen, Schlösser und Herrenhäuser in Württemberg, Königsberg 1940, S. 20 f.
 2. Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Kreises Waldsee, Stuttgart/Berlin 1943, S. 81 ff.
 3. Richard Schmidt: Burgen und Schlösser in Schwaben, München 1958, S. 38.
 4. Georg Sigmund Graf Adelman, Max Schefold: Burgen und Schlösser in Württemberg und Hohenzollern, Frankfurt/M. 1959, S. 95.
 5. Johannes Graf Waldburg: Ein Garten der Kunst, in: Der Kreis Ravensburg, Aalen/Stuttgart 1961, S. 49.
 6. Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg, bearb. v. Friedrich Piel, 1964, S. 18.
 7. Adolf Schahl: Kunstbrevier Oberschwaben, Stuttgart 1961, S. 100 f.



11 MUSIKSAAL
(Aufnahme 1980).



12 ALLEGORIE auf die bildenden Künste in einer Eckkartusche im Musiksaal (Aufnahme 1980).

8. Alfons Kasper: Kunstwanderungen im Herzen Oberschwabens, 3. Aufl. 1968, S. 69 f.
9. Eugen Gradmann, Cord Meckseper: Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern, 4. Aufl. 1970, S. 474.
10. Chronik des Kreises Ravensburg, Hinterzarten 1975, S. 159 ff.
11. Hubert Krins: Kunstgeschichte und Kunstdenkmäler/Topographie der historischen Sehenswürdigkeiten, in: Der Kreis Ravensburg, Stuttgart/Aalen 1976, S. 154 und 160 f.
12. Gebhard Spahr: Oberschwäbische Barockstraße I, Waldbad-Baienfurt 1977, S. 117 f.
13. Hans Jakob Wörner: Architektur des Frühklassizismus in Süddeutschland, München/Zürich 1979, S. 225 ff.
14. Reclam-Kunstführer, Deutschland Bd. II, 7. Aufl. 1979, S. 35.
15. Hans Koeppf: Baudenkmale in Baden-Württemberg, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1979, S. 159.
16. Klaus Merten: Schlösser in Baden-Württemberg, München 1987, S. 132.
17. Otto Beck, Ingeborg Maria Buck: Oberschwäbische Barockstraße, München/Zürich 1987, S. 20.

Ferner sei hingewiesen auf die Literatur zum Architekten d'Ixnard:

1. Liese Lotte Vossnack: Michel d'Ixnard, Diss. Frankfurt 1938
 2. Maurice Jardot: Pierre-Michel d'Ixnard, in: Congrès Archéologique de France 1949, S. 11 f.
- Der am Barockbau tätige Architekt Johann I. Beer wird aufgeführt bei:
Norbert Lieb, Franz Dieth: Die Vorarlberger Barockbaumeister, 2. Aufl. München/Zürich 1967, S. 75.

Zum Stuck im Marmorsaal:

1. Ruth Schweisheimer: Johann Georg Dirr, der Bodenseeplastiker des Louis XVI, Diss. München 1935, S. 77.
2. Ulrich Knapp: Johann Georg Wielands Tätigkeit für die Reichsabtei Salem, Geschichte am See 6, 2. Aufl., Friedrichshafen 1984, S. 149.

*Prof. Dr. Hubert Krins
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen*

1 VERKOHLTE ÄHRE des Nacktweizens. Pfahlbau Hornstaad-Hörnle I A, 4000 v. Chr., Größe 2,5 cm.



Naturwissenschaften und Archäologische Denkmalpflege (3)

Manfred Rösch: Die Archäobotanik

Archäologische Funde und Befunde sind historische Quellen, deren Ausschöpfung der ganzen Komplexität menschlichen Lebens Rechnung tragen sollte. Neben dem Menschen selbst und seiner Kultur stehen dabei sein Lebensraum und dessen Veränderung im Brennpunkt des Interesses. Wie dieser Lebensraum ausgestattet war, wie der Mensch ihn zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse erschloß und dabei veränderte, das sind paläoökologische Grundfragen, zu deren Beantwortung die Botanik Wesentliches beisteuern kann.

Die intensive Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Botanik hat in unserem Land eine mehr als sechzigjährige Tradition. Um der wachsenden Fülle an Fragestellungen und Aufgaben gerecht zu werden, wurde bei der Landesarchäologie 1987 ein eigenes Labor für Archäobotanik eingerichtet. Hier ist der Autor mit der Aufarbeitung und Auswertung von Fundkomplexen aus den Grabungen befaßt, deren zeitliche Spanne vom Paläolithikum bis in die Neuzeit reicht. Zusätzlich gewinnt er mittels Pollenanalysen an Ablagerungen aus Seen und Mooren grundsätzliche Erkenntnisse über die Besiedlungsgeschichte in einzelnen Landesteilen. Baden-Württemberg ist das erste und bisher einzige Bundesland, in dem die Archäobotanik fest bei der Archäologischen Denkmalpflege etabliert ist.

Was ist Archäobotanik?

Archäobotanik ist ein Teilgebiet der historischen Geobotanik, die sich mit der Geschichte der Verbreitung der Pflanzen auf der Erde befaßt. Ausgehend von der Bestimmung von Pflanzenresten, die ihre historischen Quellen sind, gelangt die Archäobotanik zu Aussagen über die Landschaft und Pflanzendecke in der Vergangenheit, über deren Veränderung unter dem Einfluß des Menschen und über die Wirtschaftsweise und Ernährungsbedingungen des Menschen selbst. Sie profitiert dabei von der Tatsache, daß unter bestimmten Bedingungen Pflanzen nach ihrem Absterben im Boden ganz oder teilweise erhalten bleiben und aufgrund ihrer Struktur bestimmt werden können.

Die Quellen

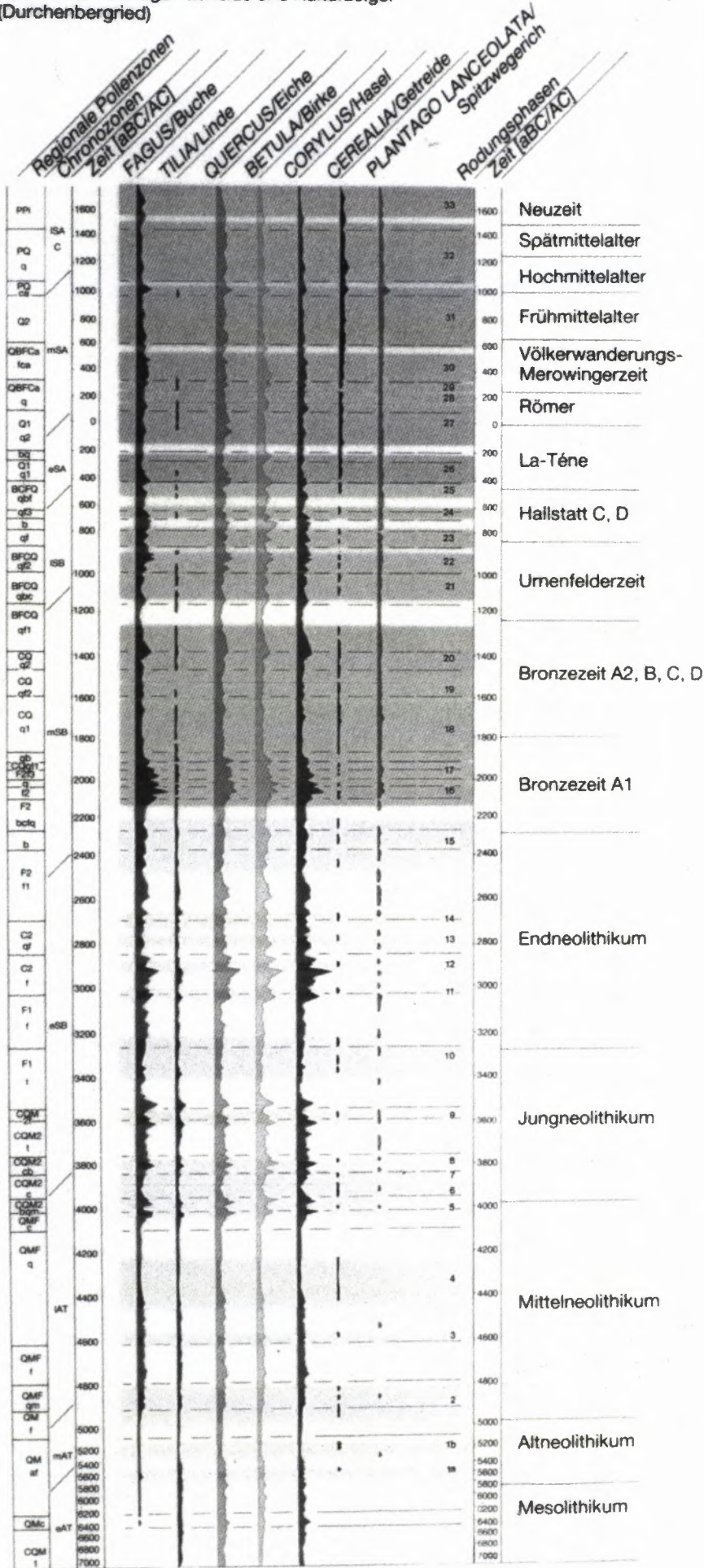
Solche Bedingungen herrschen beispielsweise durch Sauerstoffabschluß in wassergesättigten oder wasserbedeckten Böden. Dieser Tatsache verdanken wir unsere fossilen Brennstoffe und die Moore. Blütenstaub, Früchte, Samen, Holz und andere Pflanzenteile können hier über geologische Zeiträume erhalten bleiben. Derartige Verhältnisse herrschen nicht nur in Hochmooren oder natürlichen Hohlformen wie Seen oder Niedermooren, sondern auch in künstlichen wie Brunnen oder Latrinengruben, sofern die unter den Grundwasserspiegel reichen. Sind solche idealen Voraussetzungen nicht vorhanden, so können dennoch Pflanzenreste erhalten bleiben, wenn sie durch Verkohlen oder Mineralisieren

(„Versteinern“) in einen chemisch stabilen Zustand versetzt wurden, der sie der Zersetzung entzieht und dadurch die pflanzlichen Strukturen erhält. In Ausnahmefällen bleiben uns die Pflanzen als historische Quellen erhalten, obwohl sie eigentlich gar nicht mehr existieren, nämlich wenn sie Abdrücke auf anderen Materialien, zum Beispiel in Keramik, hinterlassen haben. Durch Ausgießen mit Kautschuk läßt sich aus diesen Negativen das Original im wahrsten Sinne des Wortes rekonstruieren und der Untersuchung zugänglich machen.

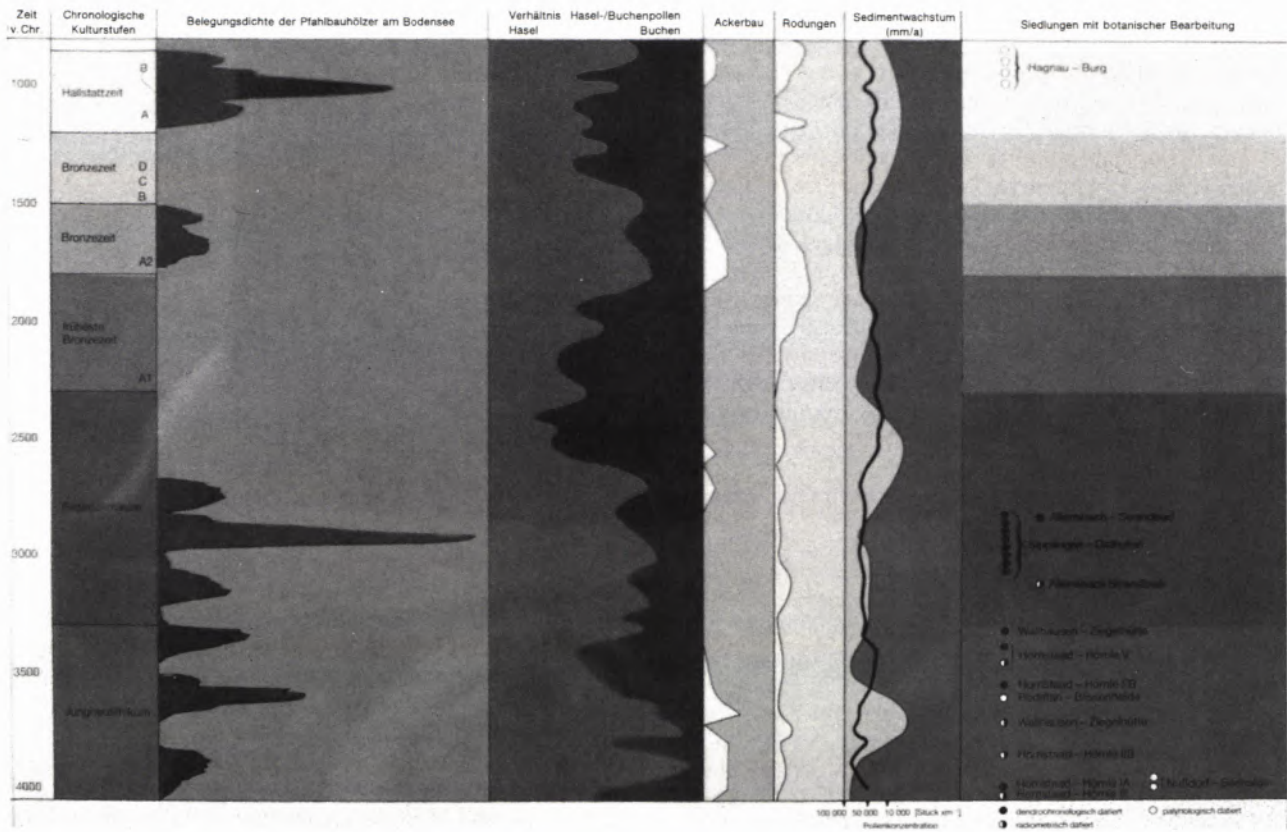
Die Aussagen

Exemplarisch sollen nachfolgend die Aussagemöglichkeiten der Archäobotanik dargestellt werden, wobei diese Darstellung notwendigerweise subjektiv und unvollständig sein muß. Wir gehen dabei chronologisch vor und beginnen mit der Jungsteinzeit, in der erstmals eine bäuerliche Bevölkerung unser Land besiedelte, am frühesten die Kultur der Bandkeramik in der Mitte des sechsten Jahrtausends v. Chr. Als roter Faden durch die Zeit dient uns ein Pollendiagramm (Abb. 2), das vollständig die Landschaftsgeschichte zwischen dieser Zeit und der Neuzeit wiedergibt. Es handelt sich um ein Profil aus dem Durchenbergried bei Radolfzell-Güttlingen im westlichen Bodenseegebiet. Hier spiegelt sich strenggenommen nur die Entwicklung eines kleinen Gebietes in einem Umkreis von schätzungsweise 5 km um das Moor wider, doch sind die Aussagen, wie ande-

Polleninflux wichtiger Gehölze und Kulturzeiger
(Durchenbergried)



2 WALD UND MENSCH im Bodenseebekken zwischen Steinzeit und Neuzeit. Polleninflux-Diagramm wichtiger Gehölze und Kulturzeiger. Durchenbergried bei Radolfzell.



3 BOTANISCHE HINWEISE auf schwankende Besiedlungsdichte im westlichen Bodenseegebiet während Jungstein- und Bronzezeit.

re Untersuchungen zeigen, auf die weitere Umgebung, ja teilweise sogar auf andere Landesteile übertragbar. Aus dem Zentrum dieses Moores wurde – zerlegt in Teilstücke – eine zehn Meter lange Erdsäule, bestehend aus Seeablagerungen und Torfen, entnommen und von unten nach oben Stück für Stück auf Artzugehörigkeit und Menge des darin enthaltenen Blütenstaubs untersucht. Aufgrund von Radiokarbondatierungen kann die jeweilige Tiefe datiert werden, ist somit bekannt, wann eine bestimmte Stelle in diesem Profil die Erdoberfläche darstellte, wo sich der damals gebildete und in der Luft verwehte Blütenstaub ablagerte, bevor diese Schicht durch weiteres Wachstum der Ablagerungen in der Tiefe verschwand. Wir sehen also in dem Diagramm, wie sich die Zusammensetzung und die Menge des Blütenstaubes, der in diesem Moor abgelagert wurde, im Laufe der Zeit veränderten. Dies erlaubt Rückschlüsse auf die Vegetation der Umgebung, besonders auf die Bewaldungsdichte und die Zusammensetzung der Wälder. Nur mit diesen landschaftsgeschichtlichen Fragen wollen wir uns nachfolgend befassen, ohne auf Schwierigkeiten oder Feinheiten bei der Interpretation von Pollendiagrammen einzugehen. Festgehalten werden muß lediglich noch, daß unsere vertikale Zeitachse durch Korrekturen so berechnet wurde, daß hier die Zeit in realen Sonnenjahren vor und nach Chr. erscheint. Ferner sind nur wenige ausgewählte Pflanzen dargestellt. Die Kurven zeigen nicht die prozentualen Anteile der Pollen an der gezählten Summe, sondern den fossilen Niederschlag je Quadratzentimeter Mooroberfläche bzw. Seeboden und pro Jahr.

Die ältesten bäuerlichen Kulturen – Jungsteinzeit

Das Diagramm beginnt im 7. Jahrtausend v. Chr. Die vorherige Geschichte kennen wir: Das Durcheinberg-

ried lag wie das gesamte Bodenseegebiet unter den Eismassen des Rheingletschers, der es vor etwa 15000 Jahren wieder freigab. In der Folge lief, ausgehend von völlig unbelebten Rohböden, eine Vegetationsentwicklung ab, die über ein Pionierstadium, Steppenrasen, Gebüsche aus Zwergbirken, Wacholder und Sanddorn, Birken- und Kiefernwälder und Haselgebüsche bis zu geschlossenen Laubmischwäldern führte und die rund sieben Jahrtausende dauerte. Diese Entwicklung konnte zwar im Durcheinbergried gefunden werden, ist aber in Abbildung 2 nicht dargestellt. Sie war im 7. Jahrtausend v. Chr., an der Basis unseres Diagramms, zum Stillstand gekommen, da die Pflanzendecke der Landschaft einen seit vielen Jahrhunderten stabilen, mit Klima und Boden in Einklang stehenden Dauerzustand erreicht hatte, der charakterisiert ist durch eine vollständige, dichte Bewaldung der Landschaft, die nur die Seeufer und Moore ausspart. Diese Wälder wurden von der Linde beherrscht. An feuchteren Stellen spielten auch Eiche, Ulme, Esche und Erle eine Rolle. Die Buche war bereits eingewandert, konnte sich aber gegenüber der konkurrenzstarken Linde nicht durchsetzen und blieb selten (Abb. 2, 7000–5000 v. Chr.).

In dieser Situation ereignet sich dann etwas grundsätzlich Neues, was in der Abbildung 2 (5600, 5200 und 5000–4800 v. Chr.) durch das Auftauchen von Getreide und Spitzwegerich, sogenannten Kulturzeigern, dokumentiert ist: Eine vermutlich neu eingewanderte Bevölkerung rodete die Lindenmischwälder (Rückgang der Kurven) und betrieb auf den offenen Flächen Ackerbau und Viehhaltung. Aufgrund der Zeitstellung (zweite Hälfte des 6. Jahrtausends v. Chr.) kann man davon ausgehen, daß hier die Kultur der Bandkeramik erfaßt ist, wiewohl archäologische Nachweise für diese Kultur in der Umgebung des Moores noch nicht ge-

glückt sind. Die Bandkeramik ist die älteste ackerbaureisende Kultur Mitteleuropas, die, vom Balkan kommend, vor allem die Lößlandschaften und großen Flußtäler besiedelte („Donaukultur“). Ihre nächstgelegenen bekannten Siedlungen befinden sich im benachbarten Hegau. Zwar liegen von dort noch keine archäobotanischen Untersuchungen vor, doch kennt man ihre Wirtschaftsweise durch die archäobotanischen Untersuchungen der Funde aus anderen Grabungen der letzten Jahre. In Baden-Württemberg sind dies z. B. Ulm-Eggingen, Ludwigsburg-Oßweil, Marbach und Weiler zum Stein: Von hier kennt man die Kulturpflanzen Einkorn, Emmer, Gerste, Erbse, Linse, Linsenwicke, Kulturelein und Schlafmohn. Von diesen hatte wohl der Emmer die größte Bedeutung für die Ernährung. Alle diese Kulturpflanzen fehlen der natürlichen Flora Mitteleuropas. Sie wurden erstmals im Nahen Osten oder im Mittelmeergebiet in Kultur genommen und später in unser Gebiet eingeführt.

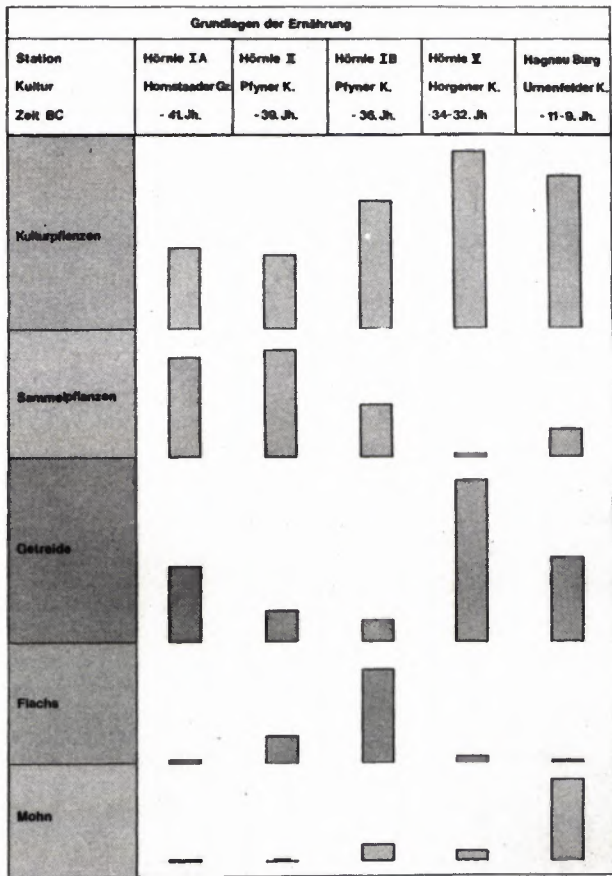
Getreidepollen sind im unteren Teil des Profils (bis etwa 2000 v. Chr.) immer nur für kurze Zeit nachweisbar und setzen danach wieder aus. Man nennt die Zeit, während der sie belegt sind, eine Rodungsphase. Während dieser Zeit bestand also in der Umgebung des Moores ein jungsteinzeitliches Dorf, und es wurde Wald gerodet und Ackerbau betrieben. Nach einigen Jahrzehnten, höchstens aber nach einem bis zwei Jahrhunderten wurde die Siedlung aufgegeben, und der Wald ergriff wieder Besitz von den offenen Flächen. Jetzt aber, und zwar im Verlauf der Rodungsphase 2 (Abb. 2) an der Wende zum 5. Jahrtausend, war hier die Buche wesentlich an der Neubildung der Wälder beteiligt und konnte die Linde klar in den Hintergrund drängen. Wie bereits angedeutet, ist das natürliche, mit Klima und Bodenentwicklung in Einklang stehende Endstadium der Vegetationsentwicklung dadurch gekennzeichnet, daß die unter den jeweiligen Bedingungen konkurrenzkräftigsten Arten am häufigsten und aspektbestimmend sind. Das sind in Mitteleuropa hochwüchsige, langlebige und stark schattende Bäume, insbesondere Rotbuche, Sommer- und Winterlinde, Weißtanne und Hainbuche. Die Weißtanne beschränkt sich hauptsächlich auf höhere Lagen und erlangte im Bodenseegebiet keine große Bedeutung, die Hainbuche wanderte erst viel später, in römischer Zeit, ein und kam deshalb hier nicht mehr zum Zuge. Von den verbleibenden Kandidaten Rotbuche und Linde war diese sehr viel früher als die Buche im Gebiet eingewandert, und wie wir nun hier zeigen können, benötigte die Buche die Hilfe der bandkeramischen Äxte, um sich gegenüber der Linde durchzusetzen. Das überrascht, besonders angesichts der Tatsache, daß Buchenwälder heute das Gesicht der mitteleuropäischen Landschaft prägen würden, wenn der menschliche Eingriff zum Erliegen käme. Die Buche gilt als der weitaus wichtigste Baum des naturnahen mitteleuropäischen Waldes und wird zu Recht von den Forstleuten die „Mutter des Waldes“ genannt.

Diese zonale Vegetation bestand also im 5. Jahrtausend aus durch menschliche Eingriffe entstandenen (Rodungsphase 2, 5000–4800 v. Chr.) Buchenmischwäldern und wurde noch zweimal durch jungsteinzeitliche Rodungsphasen (Rodungsphasen 3 und 4, 4600 und 4400–4200 v. Chr.) aufgelichtet. Hier ist an die im Gebiet vorkommenden mittelnolithischen Kulturgruppen Hinkelstein und Großgartach zu denken. Über die Wirtschaftsweise dieser Kulturen wissen wir derzeit

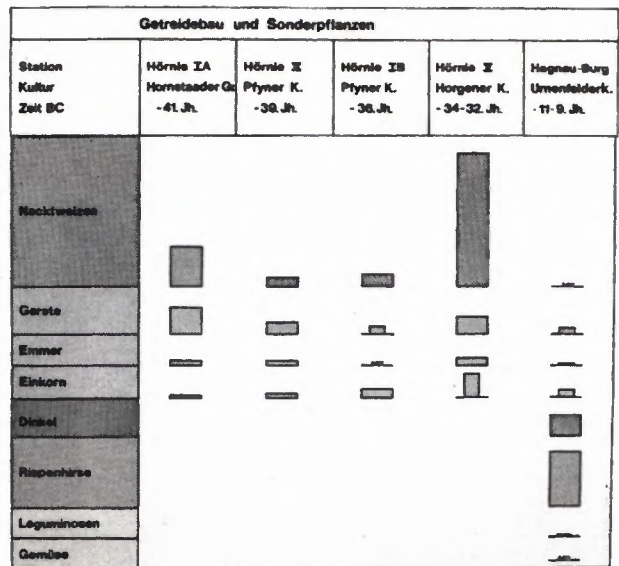
noch sehr wenig. Vermutlich wurden die wirtschaftlichen Traditionen der Bandkeramik fortgeführt.

Sieht man von dieser menschlichen „Starthilfe“ für die Buche ab, der auch noch eine Klimaverschlechterung an der Wende vom 6. zum 5. Jahrtausend (Frosnitz-Schwankung) zustatten gekommen sein kann, so scheint es, als sei der Einfluß des frühneolithischen Menschen auf die Landschaft hier nicht großräumig, sondern lokal begrenzt gewesen. Das ändert sich am Ende des 5. Jahrtausends, als sich auch das Siedlungsverhalten ändert, indem nun die Seeufer aufgesucht und besiedelt werden und die sogenannten Pfahlbausiedlungen entstehen. Pfahlbausiedlungen kennen wir für die späte Jungsteinzeit und die Bronzezeit, von etwa 4000 v. Chr. bis 850 v. Chr. In diesen Siedlungen sind am Bodensee folgende Kulturen repräsentiert: Die Hornstaader Gruppe, die Pfyner, Horgener und schnurkeramische Kultur, die Kultur der frühen Bronzezeit und die Urnenfelderkultur. Die Rodungstätigkeit nimmt nun merklich zu. Längere Phasen ohne wesentliche menschliche Eingriffe treten noch in der Mitte und am Ende des 4. Jahrtausends (am Übergang Pfyner Kultur – Horgener Kultur) und in der Mitte des 3. Jahrtausends (Übergang Jungsteinzeit – Bronzezeit) auf (Abb. 2 und 3). Die Belegungszeit einzelner lokaler Siedlungskammern bleibt aber auch in der späten Jungsteinzeit kurz (meist unter 100 Jahre). Längerfristige Siedlungskontinuität am Ort gibt es erst ab der Bronzezeit. Aber bereits seit dem Jungneolithikum wurde im Zuge einer dichter werdenden Besiedlung nunmehr die ganze Landschaft wirtschaftlich erschlossen. Dies äußert sich darin, daß in den Zeiten kultureller Blüte die Buchen-Linden-Mischwälder stark zurückgedrängt und durch haselreiche Gebüsche und sehr lichte Wälder ersetzt wurden (Abb. 2, Rodungsphase 5–14, 4000–2700 v. Chr.; Abb. 3). Der verstärkte, aber sehr unterschiedliche Polleneintrag in das Moor während dieser Zeit (Abb. 2) ist jedoch nicht Ausdruck von Vegetationsveränderung, sondern Folge von Bodenerosion und Einschwemmung erodierter Landoberflächen und damit auch von Pollen in das Moor, verursacht durch Entwaldung und landwirtschaftliche Tätigkeit. Die Kulturlandschaft der späten Jungsteinzeit wurde allerdings weniger durch gehölzfreie Wirtschaftsflächen wie Felder und Grünland als vielmehr durch lichte, gebüsche- reiche Gehölzbestände geprägt. Zum Verständnis dieser Beobachtung wenden wir uns der spätneolithischen und bronzezeitlichen Wirtschaftsweise zu, wie sie durch Großrestanalysen an den Kulturschichten der in den letzten Jahren bei Notgrabungen untersuchten Pfahlbausiedlungen erschlossen wurde (Abb. 4). Diese Ablagerungen enthalten den ganzen Müll der Bewohner, also verdorbene Vorräte, Speisenabfall, Fäkalien und sonstige Pflanzenreste, die zu irgendeinem Zweck oder auch unbeabsichtigt in die Siedlungen eingebracht wurden.

Zu Beginn der „Pfahlbauzeit“ wurden zwar zunächst die gleichen Kulturpflanzen angebaut wie zuvor, doch tritt eine neue Weizenart hinzu, ein tetraploider Nacktweizen aus dem Verwandtschaftskreis des Hartweizens und des Rauhweizens. Unser heutiger Saatweizen dagegen ist hexaploid, hat also nicht nur einen vierfachen, sondern einen sechsfachen Chromosomensatz. Der Nacktweizen war in der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends das wichtigste Getreide und verlor danach an Bedeutung zugunsten von Emmer und Gerste. In der Bronzezeit bahnte sich dann ein entscheidender Wan-

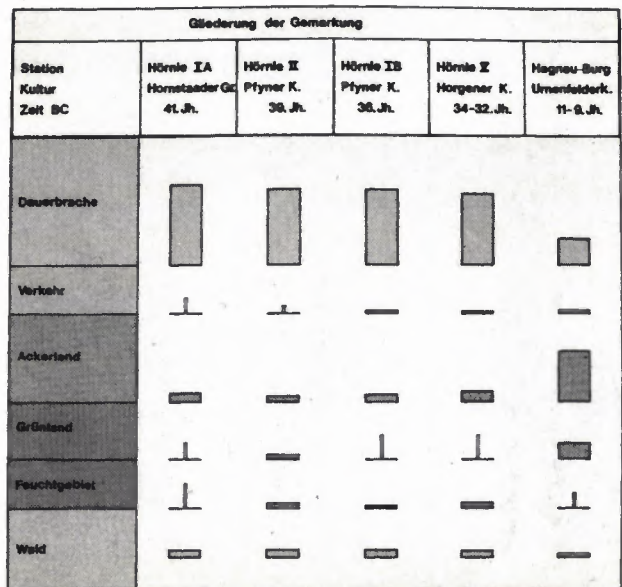


4,a



4,b

4,c



4 WIRTSCHAFT und Landschaft am Bodensee: Aus dem Vergleich der botanischen Spektren in fünf Ufersiedlungen (zw. 4000 u. 800 v. Chr.) entsteht das Bild von den Ernährungsgrundlagen des Menschen. 4,a: Seit der Jungsteinzeit gewinnen Kulturpflanzen ständig an Bedeutung, wild gesammelte Pflanzen gehen zurück; überwiegt zunächst der Getreidebau, so später der von Lein und Schlafmohn. 4,b: In der späten Bronzezeit erfolgte eine Umstellung auf Dinkel und Hirsen. 4,c: In der Jungsteinzeit waren lichte Gebüsche und Waldränder weit verbreitet und wurden sammlerisch genutzt. Diese Flächen entstanden anstelle der nur kurz genutzten Felder (Wald-Feldbau) und dienten auch der Viehhaltung. In der späten Bronzezeit bestanden überwiegend permanente Feldflächen, die mit kurzen, wohl einjährigen Brachephasen bewirtschaftet wurden und eine typische Acker-Unkrautflora

aufwiesen. Das Vieh wurde nun nicht mehr nur aus dem Wald, sondern auch aus ungedüngtem Grasland ernährt.

del an, indem nur noch die neu eingeführten Getreide Dinkel (ab dem Ende der Jungsteinzeit) und Hirsen (ab der Urnenfelderzeit) von wirtschaftlicher Bedeutung waren. In der Urnenfelderzeit wurde auch der Anbau von Leguminosen (Erbsen, Linse, Ackerbohne) wieder verstärkt und erstmalig Hafer angebaut. Neben den angebauten Kulturpflanzen hatten anfangs wild gesammelte Früchte und Nüsse eine sehr große Bedeutung für die menschliche Ernährung. Hier sind in erster Linie Haselnüsse, Holzäpfel, Brombeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Schlehen, Holunderbeeren und die Judenkirsche zu nennen. Der Anteil dieser Sammelpflanzen an der menschlichen Ernährung ging allmählich zurück und war in der Urnenfelderzeit schließlich sehr gering. Umgekehrt verläuft die Entwicklung bei den Ackerunkräutern und bei den Grünlandpflanzen. Dies führt zu dem Schluß, daß Wiesen und Weiden wie auch richtige Ackerunkrautgesellschaften im Jungneolithikum noch nicht bestanden und sich erst gegen Ende der Jungsteinzeit und vor allem in der Bronzezeit durch entsprechende wirtschaftliche Maßnahmen bilden

konnten. Die Beobachtungen für die erste Hälfte des 4. Jahrtausends (Jungneolithikum, Hornstaad-Hörnle AI und II) lassen sich in folgendem Modell der Wirtschaftsweise (Abb. 5) widerspruchsfrei darstellen: Durch Holzeinschlag wurde eine Fläche geöffnet und dort zwischen den nicht gerodeten Stubben vor allem Nacktweizen angebaut. Im folgenden Jahr wurde auf der gleichen Fläche Gerste ausgesät (Belege für diese Fruchtfolge liegen aus Schweizer Ufersiedlungen vor). Nacktweizen stellt von allen damals bekannten Getreidesorten die höchsten Ansprüche an die Nährstoffversorgung. Bei weiterer landbaulicher Nutzung dieser Fläche würde sich die Nährstoffverarmung durch Bodenrosion und Nährstoffentzug (keine Düngung) in sinkenden Erträgen auswirken. Gleichzeitig würde Verunkrautung und Verbuschung, vor allem durch Stockausschläge, aufwendige Pflegemaßnahmen erfordern. Deshalb ließ man im dritten Jahr die Fläche brachfallen und legte nach Holzeinschlag andernorts neue Felder an. Die Brachephase der aufgelassenen Flächen dauerte aber nicht, wie bei der Dreifelderwirtschaft,



5 MODELL der jungsteinzeitlichen Landnutzung am Bodensee. 5, a: Naturnaher, submontaner Buchen-Linden-Mischwald auf Geschiebemergel-Parabraunerde am Bodensee im 5. Jahrtausend v. Chr.



5, b JUNGNEOLITHISCHE SIEDLER schlagen eine Lichtung in diesen Wald.



5, c ZWISCHEN DEN BAUMSTÜMPFEN wird Ackerbau betrieben. Die Stümpfe bilden Stockausschläge.

5, d AUF DER AUFGELOSSENEN FLÄCHE siedeln sich zwischen den Stockausschlägen krautige Pflanzen der Waldschläge und Waldsäume an. An den Rändern der Lichtung beginnen sich ein Mantel und ein Saum zu bilden.



5, e DIE WIEDERBEWALDUNG schreitet voran.



5, f DIE ARTENZUSAMMENSETZUNG wird durch die menschliche Nutzung mitbestimmt.





5, g NACH ETWA 20 JAHREN: Der nun entstandene Niederwald wird erneut geschlagen und die Fläche wieder kurzfristig in landwirtschaftliche Nutzung genommen.

nur ein Jahr, sondern fünfzehn bis zwanzig Jahre. In dieser Zeit konnte sich über eine krautige Schlagflur und ein Gebüschstadium ein Niederwald einstellen, der bei erneutem Einschlag ideales Bauholz (armdicke Stangen) in reicher Menge lieferte. Dabei wurde die Buche, wie ja das Pollendiagramm zeigt, zurückgedrängt, weil sie weniger gerne Stockausschläge bildet als andere Laubhölzer. Nach Ausbildung eines Niederwaldes konnte der Zyklus hier erneut ablaufen. In den zwischen den ackerbaulichen Nutzungsphasen liegenden etwa zwei Jahrzehnten konnten auf der Fläche nicht nur die oben angeführten Sammelpflanzen in reicher Fülle geerntet, sondern auch das Vieh ernährt werden (Waldweide, Laubheufütterung). Dieses Wald-Feld-Bau genannte wirtschaftliche System vereint also die Vorteile von hohen Erträgen bei Sicherung der Bodenfruchtbarkeit ohne Düngung mit der Möglichkeit von Nebennutzungen und der Verhinderung von Verunkrautung und hat nur den Nachteil, daß der Flächenbedarf ein Vielfaches größer ist als bei einem Feldbausystem mit nur kurzen Brachephase. Dieser Nachteil kam vermutlich im Verlauf der Pfyner Kultur zum Tragen, als ackerbaulich nutzbares Land offenbar knapp

wurde und man deshalb vielleicht gezwungen war, diese Nutzungszyklen zu verkürzen und schließlich ganz aufzugeben. Dies würde einerseits den Übergang zu Kulturpflanzen erklären, die geringere Ansprüche an die Nährstoffversorgung stellen und den Boden weniger stark auslaugen (Emmer und Gerste, schließlich Dinkel und Hirsen statt Nacktweizen, Schlafmohn statt Kulturlein), andererseits die offensichtlichen Rückgänge der Besiedlungsdichte am Ende der Pfyner Kultur und am Ende der Jungsteinzeit. Diese Veränderungen könnten unter Umständen durch Hungersnöte mitbedingt gewesen sein, weil bei der gegebenen Wirtschaftsweise das nutzbare naturräumliche Potential nicht mehr mit dem Bedarf der zu großen Bevölkerung in Einklang stand. Das Endneolithikum wäre gekennzeichnet durch das Bemühen, durch solche wirtschaftlichen Veränderungen wieder ein Gleichgewicht zu finden.

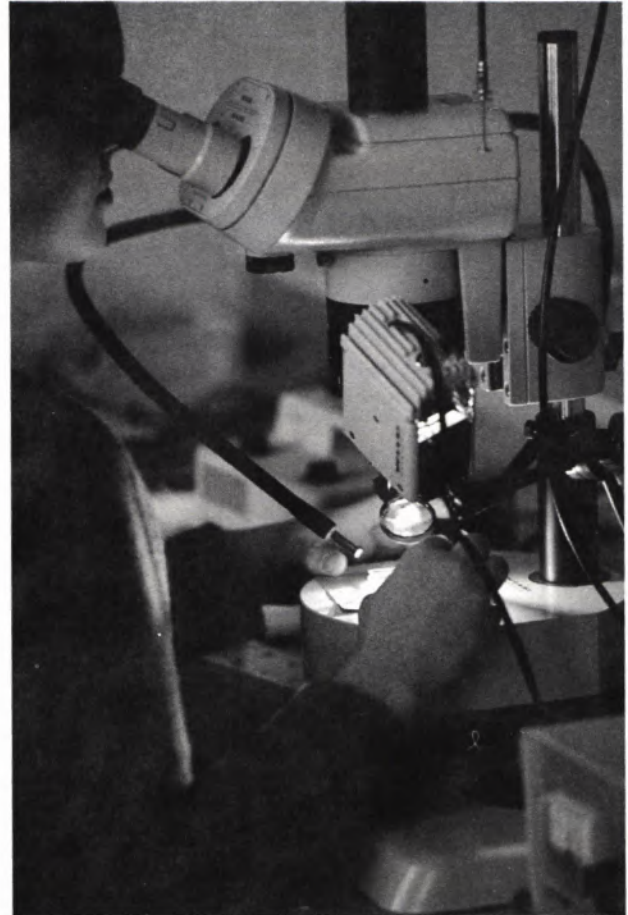
Urnenfelderzeit (ca. 12.–8. Jh. v. Chr.)

Wir übergehen die Einzelheiten dieses Prozesses und wenden uns der Urnenfelderzeit zu, die einen vorläufigen Endpunkt der Entwicklung markiert:

Die großflächigen Felder wurden ständig gehölzfrei ge-



6 ENTNAHME eines Erdprofils für die botanische Großrestanalyse auf der Grabung.



7 u. 8 AUSSCHLÄMMEN von botanischen Großresten (links) und Arbeit am Mikroskop. Nur in Ausnahmefällen sind Pflanzen als ganze erhalten, meist nur als Fragmente, z. B. als Holzsplitter, Zweige, Blätter, Früchte, Samen oder Sporen, die mit verschiedenen Methoden untersucht werden müssen. Die Pflanzenreste können in drei Hauptgruppen unterschieden werden: Mikrofossilien (u. a. Pollenkörner höherer Pflanzen und Sporen der Moose und Farne), Holz sowie die übrigen pflanzlichen Großreste. Beim Holz erfolgt die Bestimmung unabhängig von seiner Größe am Lichtmikroskop bei 50- bis 400facher Vergrößerung anhand von Dünnschnitten.

halten. Trotz bodennaher Ernteweise mit Sichel und fehlender oder geringer Düngung (Viehtrieb) ermöglichte der Anbau genügsamerer Kulturpflanzen längerfristige Nutzung. Für die Ernährung des Viehs hatte man ungedüngtes Grünland (Magerrasen, Magerweiden, Feuchtwiesen). Die Waldbestände wurden vermutlich im Mittelwaldbetrieb mit Eichen als „Überhältern“ bewirtschaftet. Obwohl zahlreiche Details noch zu klären sind, ergeben sich dennoch Parallelen zur Landwirtschaft und Landschaft des Mittelalters, die vermuten lassen, die Kulturlandschaft und die landwirtschaftlichen Produktionsstrukturen, die wir in Mitteleuropa bis ins 19. Jahrhundert hatten, hätten sich bereits in der Bronzezeit herausgebildet! Jedoch auch die oben geschilderten, völlig andersartigen Verhältnisse der späten Jungsteinzeit haben ihre historischen Parallelen in den Waldlandschaften mancher Mittelgebirge, beispielsweise unter dem Begriff Haubergwirtschaft im Siegerland oder Reutbergwirtschaft im Mittleren Schwarzwald.

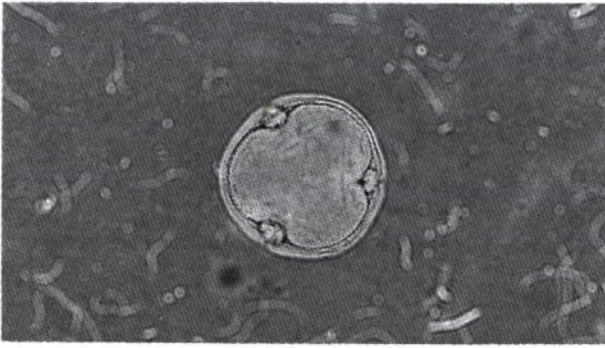
Im Verlauf der Urnenfelderzeit setzte eine Klimaverschlechterung ein (Göschener Kaltphase), die sich in einem Rückgang wärmeliebender Pflanzenarten ausdrückt und die wahrscheinlich einen Anstieg der See- und Grundwasserspiegel bewirkte. Das könnte ein Grund für die Aufgabe der Siedlungen an den Seen und in den Mooren am Ende der Urnenfelderzeit (im 8. Jh.) gewesen sein. Der Siedlungsraum als solcher wurde

jedoch nicht aufgegeben, wie die sich fortsetzenden Rodungsphasen im Durchenbergried zeigen, die im Gegenteil für Siedlungskontinuität im Raum wohl schon ab der Bronzezeit sprechen (Abb. 2, Rodungsphasen 16–26, 2000–0 v. Chr.).

Als Fazit kann ein viel stärkerer Einfluß des Menschen auf die Natur bereits in prähistorischer Zeit herausgestellt werden, der sich nicht auf genutztes Land beschränkte, sondern auch so augenscheinlich natürliche Teile der Landschaft wie Seen und Moore erfaßte. Einschwemmungen von erodiertem Bodenmaterial in der Folge von Rodungen lenkten bereits in der frühen Bronzezeit die Entwicklung des Durchenbergriedes in eine völlig andere als die natürliche Richtung und verwandelten ein nährstoffarmes, einem Hochmoor nahestehendes Moor in ein nährstoffreiches Niedermoor. Ähnliche Vorgänge führten am Bodenseeufer zu einer Nährstoffanreicherung in der Flachwasserzone und zu deren Vergrößerung seit der späten Jungsteinzeit, die sich durch Zunahme der Wasserpflanzen und schließlich durch die Ausbildung ausgedehnter Röhrichte äußerte.

Die Zeit vor den Römern

Nach der Urnenfelderzeit gibt es keine Feuchtbodensiedlungen mehr und auch keine archäobotanischen Untersuchungen, die räumlich in direkten Bezug zum



9 POLLENKORN der Linde, Größe 0,03 mm. Die Mikrofossilien, Pollenkörner und Sporen, sind nur 0,01 bis 0,1 mm groß und werden durch chemische Anreicherung aus geeigneten Bodenproben gewonnen und mit dem Lichtmikroskop bei 200- bis 1000facher Vergrößerung untersucht. Da Pollen meist in sehr hoher Zahl vorkommen – 1 Liter Torf kann bis zu 1 Million Pollenkörner enthalten – werden nur Stichproben untersucht und statistisch ausgewertet.

Durchenbergried zu bringen wären. Das Diagramm (Abb. 2, Rodungsphasen 21–26 sowie 27–33) zeigt durch zunächst noch unruhigen, dann, ab der Römerzeit, sehr glatten Kurvenverlauf, daß nur im vorchristlichen Jahrtausend noch starke Veränderungen in der Erschließung des Landes auftraten, daß aber danach dieser Prozeß abgeschlossen war und die Kulturlandschaft einen Zustand erreicht hatte, wo zumindest pollenanalytisch keine starken Veränderungen feststellbar sind. Wir stützen uns deshalb nachfolgend hauptsächlich auf aus Grabungen in anderen Teilen des Landes vorliegende Großrestanalysen. Das Beispiel Durchenbergried zeigt aber, wie die Archäobotanik auch außerhalb der Grabungen wichtige historische Quellen erschließt. Unsere Moore, heute selten geworden und bedrohter denn je, verdienen deshalb nicht nur Schutz als zutage liegendes, besonderes Element der Landschaft, sondern auch als im Boden verborgenes Archiv der Natur- und Kulturgeschichte.

Aus der vorrömischen Eisenzeit liegen bisher im Land nur Untersuchungen aus Mineralbodensiedlungen vor, wo aufgrund der Erhaltungsbedingungen die wirtschaftsarchäologischen Aussagemöglichkeiten stark eingeschränkt sind. Immerhin deutet sich hier eine Fortführung der urnenfelderzeitlichen Wirtschaftsweise an, wobei das Getreidespektrum nun um den Roggen vermehrt wird, der Hirseanbau zurückgeht, der Anbau von Nacktweizen weiter von beschränkter Bedeutung ist und Dinkel neben der Gerste das meistangebaute Getreide ist.

Das römische Zwischenspiel

Diese ackerbauliche Tradition wurde offenbar auch in römischer Zeit fortgeführt, wo im Südwesten Deutschlands Dinkel das Haupt-Brotgetreide war, ganz im Gegensatz zu den nördlich angrenzenden Gebieten, wo Gerste, Emmer oder auch Saatweizen und Roggen diese Rolle übernahmen. Aus römischen Brunnen, z. B. in Rottweil und Welzheim, sind uns erstmalig eine ganze Reihe weiterer Kulturpflanzen überliefert, so die Walnuß, die Weinrebe, Zwetschge und Pflaume, die Feige (wohl als Frucht importiert), der Pfirsich, die Runkelrübe, der römische Sauerampfer, die Sellerie, die Gartenmelde, der Grüne Fuchsschwanz sowie die Gewürze Koriander, Dill und Thymian. Im Zusammenhang mit der Anlage zahlreicher römischer Gutshöfe, die wohl auch die Ernährung des Militärs und der städtischen Bevölkerung sicherstellen mußten, ist mit einer straffen Durchorganisation der landwirtschaftlichen Produktion zu rechnen. Dies äußert sich beispielsweise beim römischen Grasland, das einen wesentlich besseren Pflegegrad aufweist und wohl viel produktiver war als das urnenfelderzeitliche.

Frühes Mittelalter

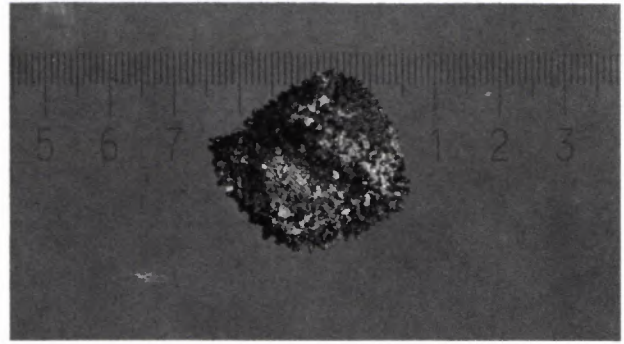
Nach der Vertreibung der Römer durch die Alamannen fiel das Land keineswegs wüst, wenngleich sich ein gewisser Rückgang der Nutzflächen abzeichnet: So zeigen doch manche Pollendiagramme, daß der Wald von bestimmten, bis dahin offenen Landstrichen wiederum

10 u. 11 VERKOHLTE SAMEN des Schlafmohns (links), Größe 0,6 mm, und Samen des Kulturleins, Größe 3 mm. Alter 4000 v. Chr., Hornstaad-Hörnle I A. Unter den pflanzlichen Großresten sind Früchte und Samen am wichtigsten. Sie werden durch Naßsieben (Schlämmen) aus dem Boden isoliert und unter einer Binokularlupe bei 6- bis 100facher Vergrößerung untersucht. Die Bestimmung der Pflanzenreste beruht auf dem Vergleich mit rezentem Material, wozu umfangreiche Vergleichssammlungen nötig sind. Die Vergleichssammlungen der Archäobotanik in Hemmenhofen enthalten z. B. Früchte und Samen von mehr als 1500 Pflanzenarten, Pollenkörner von fast 1000 Arten und mehrere hundert Moosarten.





12 u. 13 VERKOHLTE SAMEN der Ackerbohne, Gr. ca. 9 mm (links) und verkohlter Samen der Kornrade, Gr. 3 mm. Hagnau-Burg, um 1000 v. Chr.



Besitz ergriff, während sich in anderen eine Kontinuität der Besiedlung und Landbewirtschaftung abzeichnet, wie beispielsweise auch im Durchenbergried (Abb. 2, Rodungsphasen 27–33 gehen bruchlos ineinander über!). Bereits in merowingischer Zeit übertraf der frühmittelalterliche Landausbau den römischen Stand. Der Grad der Entwaldung erreichte im Verlauf von Mittelalter und früher Neuzeit einen Höchststand. Durch Holz- und Streuentnahme, Waldweide und andere Nutzungen gerieten die verbleibenden Waldflächen allmählich in einen desolaten Zustand, der den Rohstoff Holz zum Mangelfaktor werden ließ. Dies besserte sich erst durch die Einführung fossiler Brennstoffe und die Bemühungen der Forstwirtschaft, der es in den meisten Fällen leider nicht gelang, die Wälder in einen halbwegs naturnahen Zustand zurückzuführen, unter anderem deshalb, weil oft keine standortgemäßen Holzarten angepflanzt wurden. Die mittelalterliche Nutzungsweise erzeugte neue Landschaftsformen wie die Wacholderheiden der Schwäbischen Alb oder die Grindenmoorheiden und Müssenmoore des Schwarzwaldes, Gebiete, die – heute meist Naturschutzgebiete – keine Reste der Urlandschaft, sondern einer alten Kulturlandschaft sind! Ein vollständiges Bild mittelalterlicher Landnutzung und ihrer Folgen für die Landschaft hier in allen Einzelheiten nachzuzeichnen, würde hier zu weit führen, weshalb wir uns mit diesen Hinweisen begnügen.

Das Mittelalter

Über die Kulturpflanzen des Mittelalters wissen wir derzeit nur punktuell Bescheid und müssen auch mit beträchtlichen Veränderungen im Laufe der Zeit und

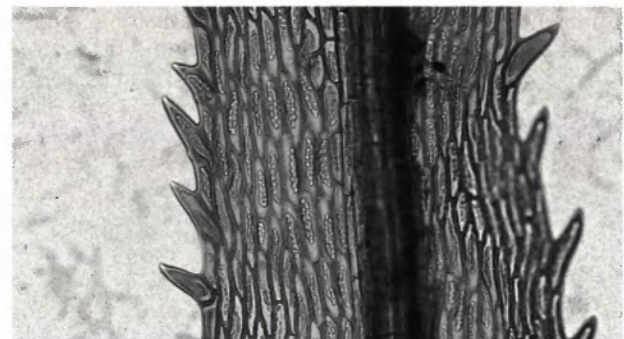
starken regionalen Unterschieden rechnen. So zeichnet sich für den Südwesten in merowingischer und karolingischer Zeit ein Überwiegen des Saatweizens ab, während in benachbarten Landschaften Roggen und Gerste die Hauptgetreide waren. Der Roggen als wichtigstes Getreide setzte sich in Baden-Württemberg wohl erst im hohen Mittelalter durch, und dies vielleicht auch nicht überall, denn in schriftlichen Quellen aus späterer Zeit ist vielerorts der Dinkel an erster Stelle angeführt. Der Dinkelanbau ging in Südwestdeutschland erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit der Einführung neuer leistungsfähiger Hochzucht-Weizensorten zurück.

Besser als unsere derzeitige Kenntnis über die ländlichen Produktionsstrukturen des Mittelalters ist unser Wissen über die Ernährung in den Städten durch die Untersuchung an Latrinen vor allem des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Neben Agrarprodukten, die vermutlich als Handelsgut in die Städte gelangten, spielten pflanzliche Produkte aus Obst- und Gemüsegärten nun eine zunehmende Rolle. Viele hier angebaute Pflanzen sind auch aus historischen Quellen bekannt, eine ganze Reihe konnte archäobotanisch nachgewiesen werden, so die Faserpflanze Hanf, die zum Gewinn der Fasern in Seen eingeweicht wurde, wodurch ihr Blütenstaub sich am Seeboden anreicherte, die Gemüse Rübekohl, Gemüsekohl, Gurke, Schwarzwurzel, Paprika und Karotte, die Gewürze Kümmel, Bohnenkraut und Fenchel, die Obstsorten Apfel, Birne, Schwarze Maulbeere, Süßkirsche, Sauerkirsche und Granatapfel (Import) sowie die Mandel und als Zierpflanze die Bartnelke. Das Fundgut verschiedener Gruben spiegelt unterschiedliche Ernährungsgewohnheiten und damit ein soziales Gefälle wider. Bemerkenswert

14 SAME des Schwarzen Maulbeerbaumes (größerer) und Nüsschen der Walderdbeere (Gr. 0,8 u. 1,0 mm). Heidelberg-Augustinerkloster, spätes Mittelalter.



15 BLÄTTCHEN des welligen Gabelzahnmooses, L. einer Zelle ca. 0,05 mm. Heidelberg-Augustinerkloster, spätes Mittelalter.





17 ABBOHREN eines Sedimentprofils vom Eis des Bodensees vor Hornstaad.

ist der hohe Gehalt von Kornraden-Samen in vielen Getreidevorräten oder Fäkaliengruben, der auf einen beträchtlichen Besatz der mittelalterlichen Felder mit diesem Getreideunkraut und auf einen hohen Gehalt dieser giftigen Samen in Getreideprodukten hinweist. Dies hat wohl bisweilen zu epidemischen Vergiftungen geführt. Die Zusammenhänge wurden erst im 19. Jahrhundert erkannt. Danach wurde die Kornrade durch gezielte Saatgutreinigung bekämpft, und das mit solchem Erfolg, daß die Kornrade heute vom Aussterben bedroht ist. Überhaupt zeichneten sich die mittelalterlichen Äcker durch reichen und artenreichen Unkrautbesatz aus, der heute weitgehend der Saatgutreinigung und vor allem dem Herbizideinsatz zum Opfer gefallen ist. Für den Archäobotaniker sind diese Unkräuter wichtig zum Beurteilen der Standortbedingungen damaliger Felder.

Dieser kurze Abriß sollte beispielhaft die vielfältigen Fragestellungen und Methoden der Archäobotanik darstellen und zugleich den augenblicklichen Kenntnisstand zur prähistorischen und historischen Landwirtschaft und Landschaftsentwicklung andeutungsweise skizzieren. Deutlich wird, wie die Archäobotanik, ausgehend vom archäologischen Bodenfund, weitreichende Erkenntnisse über die Lebensumstände und Umweltbedingungen unserer Vorfahren gewinnen kann, die auch für die Beurteilung heutiger ökologischer oder agrarpolitischer Entwicklungen regional oder global von großem Nutzen sein kann. Trotz einer langen Forschungstradition stehen wir bei der Auswertung der im Boden ruhenden historischen Quellen noch am Anfang und haben nur punktuelle Ergebnisse. Die Arbeit der kommenden Jahre und Jahrzehnte verspricht hier einen wesentlichen Zuwachs an Erkenntnis und wird beitra-

gen zum Verständnis dessen, was war und wie das Heutige geworden ist, und ermöglicht dadurch auch Prognosen auf das, was morgen sein wird, denn, um mit einem Zitat von Golo Mann zu schließen: „Unkenntnis der Vergangenheit ist ein Verlust für das Bewußtsein der Gegenwart.“

Literatur:

- St. Jacomet, Ackerbau, Sammelwirtschaft und Umwelt der Egolzwiler und Cortailod-Siedlungen. Ergebnisse samenanalytischer Untersuchungen. Ber. Zürcher Denkmalpflege, Monographien 3, Zürich 1987.
- U. Körber-Grohne, Nutzpflanzen in Deutschland, Stuttgart 1987, 490 S.
- Der prähistorische Mensch und seine Umwelt. Festschrift für U. Körber-Grohne. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 31, Stuttgart 1988, 430 S.
- H. Küster, Granatäpfel (*Punica granatum* L.) im mittelalterlichen Konstanz. Archäologisches Korrespondenzblatt 8, 1988, S. 103–107.
- M. Rösch, Zur Umwelt und Wirtschaft des Jungneolithikums am Bodensee – Botanische Untersuchungen in Bodman-Blissenhalde. In: Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Bodenseeraum. Archäologische Nachrichten aus Baden 38–39, 1987, S. 42–53.
- M. Rösch, Archäobotanische Forschung in Südwestdeutschland. In: Archäologie in Württemberg, Stuttgart 1988, S. 483–514.
- U. Willerding, Die Paläo-Ethnobotanik und ihre Stellung im System der Wissenschaften. Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft 91, 1978, S. 3–30.

Dr. Manfred Rösch
 LDA · Archäologische Denkmalpflege
 Arbeitsstelle Hemmenhofen
 7766 Hemmenhofen, Kr. Konstanz

Alfons Zettler: Die spätkarolingische Krypta von St. Georg in Reichenau-Oberzell

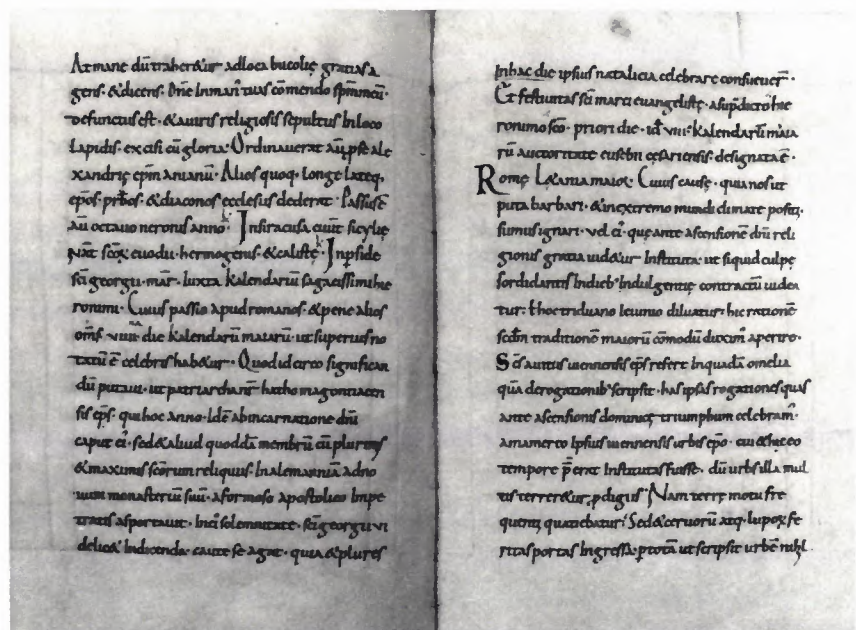
Die Sicherung und Konservierung der ottonischen Wandmalereien der Kirche St. Georg in Oberzell auf der Insel Reichenau und deren sorgfältige Dokumentation ist die größte und verantwortungsvollste Aufgabe auf dem Gebiet der Wandmalerei, die das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in den letzten Jahren beschäftigt. Zur Begleitung der gesamten Maßnahme und der Renovierungsarbeiten an der Kirche wurde eine Kommission gegründet, der Vertreter der Kirchengemeinde und der politischen Gemeinde Reichenau, des Erzbischöflichen Ordinariats und des Erzbischöflichen Bauamtes, der Denkmalpflege, der Kunst- und Naturwissenschaft, der Restauratoren und der beiden die Restaurierung finanziell unterstützenden Vereinigungen angehören. In dieser Kommission wurde beschlossen, bei den Wandmalereien den angetroffenen Zustand zu erhalten und mit restauratorischen Methoden zu sichern und zu konservieren. Die eingehende Erforschung und Dokumentation sollte sich auf den erhaltenen Bestand beschränken; weitergehende Forschungen zu etwa unter den erhaltenen Malereien anzutreffenden Vorzuständen sollten nur insoweit stattfinden, als die durch die Sicherung des Bestandes bedingten restaurierenden Maßnahmen hierfür die Gelegenheit gaben. Diesem Konzept ordnete sich auch die begleitende Bauforschung ein, die von Anfang an vorgesehen war und von Herrn Dr. Alfons Zettler durchgeführt wurde. Über die erstaunlichen Forschungsergebnisse sowohl für die Wandmalerei als auch für die Baugeschichte, die trotz dieser Beschränkung gewonnen werden konnten, sind bereits einige Vorberichte erschienen. Neben den im folgenden Aufsatz angeführten Veröffentlichungen ist dazu noch zu erwähnen: Helmut F. Reichwald, Möglichkeiten der zerstörungsfreien Voruntersuchung am Beispiel der ottonischen Wandmalereien in St. Georg, Reichenau-Oberzell, in: *Historische Technologie und Konservierung von Wandmalerei*, Bern 1985, S. 106–132.

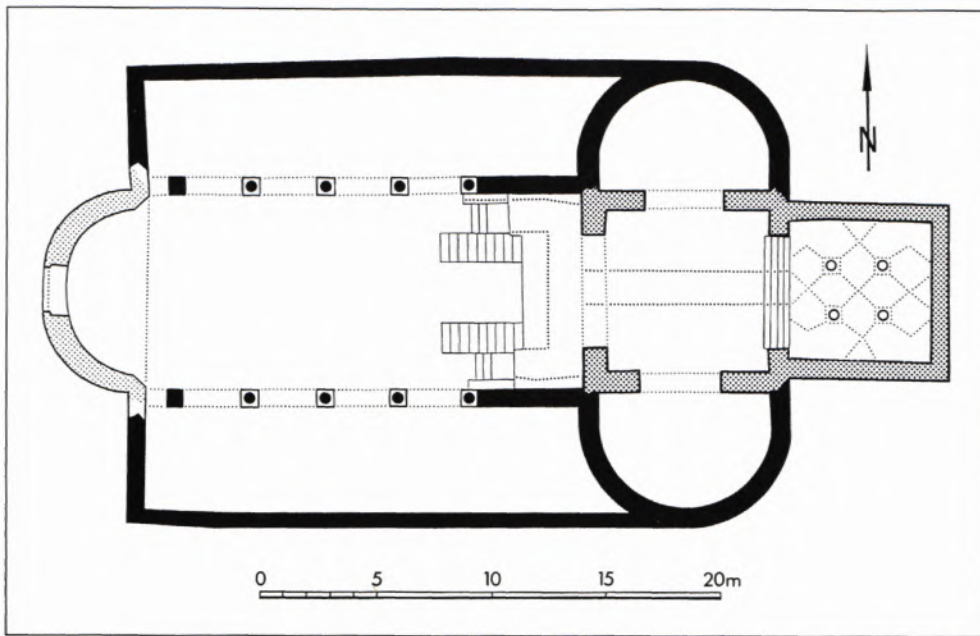
Der Aufsatz von Alfons Zettler referiert als Vorbericht die bisher für die Baugeschichte der Krypta von St. Georg gewonnenen Erkenntnisse. Sie scheinen uns zu beweisen, daß ergebnisreiche Bauforschung auch möglich ist, ohne durch umfangreiche Eingriffe in die Substanz das denkmalpflegerische Ziel einer weitgehenden Erhaltung aller Phasen eines historisch gewordenen Bauwerks in Frage zu stellen.

Im vergangenen Jahr konnte ich an anderer Stelle über neue archäologische und baugeschichtliche Beobachtungen in der Kirche St. Georg, Reichenau-Oberzell, berichten, hatte aber meine Bemerkungen angesichts noch ausstehender Untersuchungen in der Krypta mit manchem Fragezeichen versehen müssen. Mittlerweile

ist die Restaurierung der Oberkirche mit der festlichen Weihe eines neuen Altars im April 1988 abgeschlossen und die Wiederherstellung der Krypta in Angriff genommen worden. Da auch diese Arbeiten sich jetzt, im Herbst 1988, dem Ende zuneigen, scheint es angebracht, vor dem voraussichtlich endgültigen Abschluß

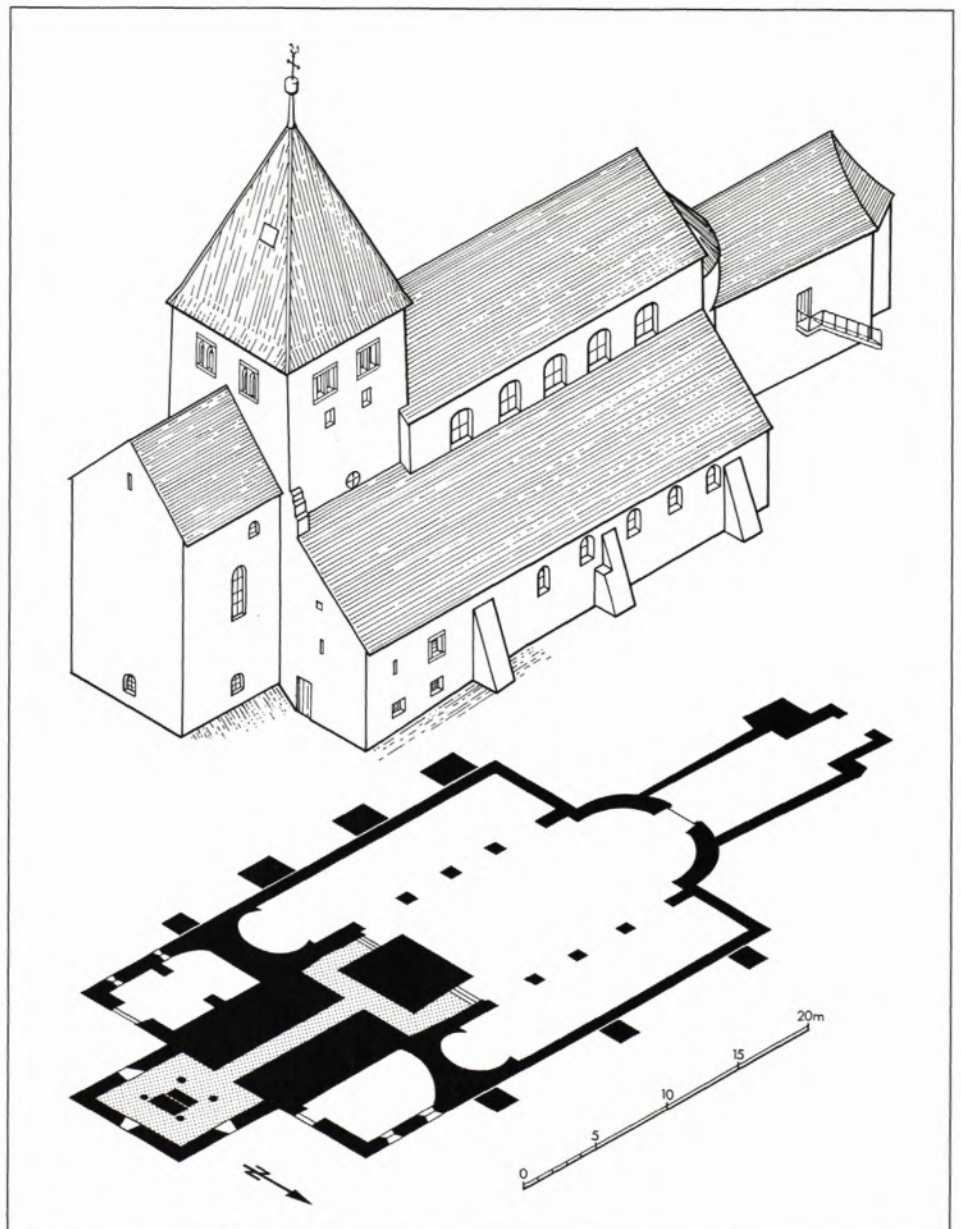
1 NOTIZ zum Fest des hl. Georg im *Martyrologium Notkers des Stammers* († 912) von St. Gallen (Codex 456 der Stiftsbibliothek St. Gallen, S. 110/111). Die Oberzell betreffende Passage besagt unter anderem, Erzbischof Hatto von Mainz, „unser Patriarch“, habe in einem bestimmten Jahr (896; die Angabe fehlt) das Haupt und andere Glieder des hl. Georg, welche er neben Reliquien vieler anderer bedeutender Heiligen von Papst Formosus erhielt, in „sein neues Kloster“ geschafft.



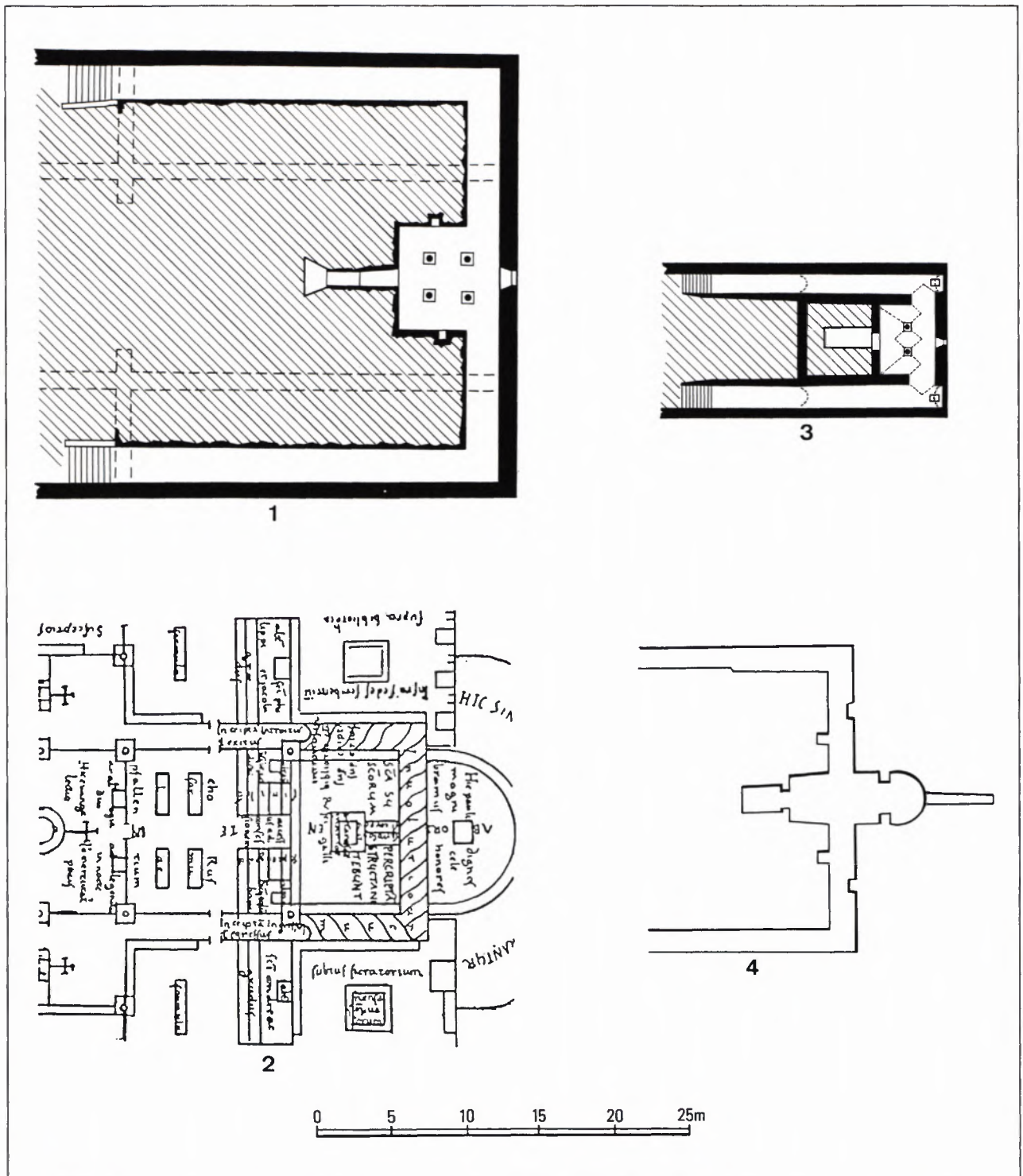


2 SKIZZE der baulichen Entwicklung von St. Georg in Reichenau-Oberzell bis um 1050:
 I. Kirche Abtbischof Hatotos vor dem Erwerb der Georgsreliquie 896.
 II. Einbau der Krypta und Erneuerung der darüberliegenden Ostteile nach 896. III. Anbau der Westkonche im frühen 11. Jahrhundert.

- Bauetappe I
- Bauetappe II
- Bauetappe III



3 ISOMETRIE der heutigen Georgskirche über Grundriß in Höhe der Krypta.



4 FRÜHMITTELALTERLICHE KRYPTEN im alemannisch-schwäbischen Umkreis der Insel Reichenau. 1. St. Gallen, St. Gallus, 830 (nach Claussen 1987). 2. St. Galler Klosterplan, gezeichnet ca. 820–830 auf der Reichenau (nach Claussen 1987). 3. Esslingen, St. Vitalis und Dionysius, 9. Jahrhundert (nach Claussen 1987). 4. Säckinggen, St. Hilarius und Fridolin, „karolingisch“ (nach Oswald – Schäfer – Sennhauser 1971).

der Maßnahmen 1989/90 nochmals eine Zwischenbilanz zu ziehen, was die frühe Baugeschichte der Oberzeller Kirche betrifft. Ein dritter und letzter Vorbericht soll schließlich über die Umgestaltungen der Kirche im späten Mittelalter und in der Neuzeit orientieren. In knapper Zusammenfassung meines letzten Berichts ist nach den Untersuchungen seit 1982 davon auszugehen, daß in der zuvor meist insgesamt für spätkarolin-

gisch gehaltenen Georgskirche mehrere vorromanische Bauperioden stecken, die folgendermaßen zu scheiden sind: 1. die Kirche des Abtbischofs Hatto III. (888–913), 2. das wenig später grundlegend umgestaltete Sanktuarium jedenfalls aus der Zeit vor 3. der Ausmalung der Kirche um die Jahrtausendwende und schließlich 4. die im 11. Jahrhundert angefügte Westkonche (Abb. 2). Die während der laufenden Restaurie-



5 DIE ZUGÄNGE zur Krypta am Ostende des Mittelschiffs von St. Georg.

rung gewonnenen Erkenntnisse brachten nicht nur diese Differenzierung der frühen Oberzeller Baugeschichte, sondern auch einigermaßen Klarheit über die Gestalt der ersten Kirche an der Ostspitze der Insel, die zum Jahr 896 in den Quellen erwähnt wird. Abtbischof Hatto hat demnach eine dreischiffige Basilika errichtet, deren eigenwilliger Ostbau aus der kirchlichen Architektur der späten Karolingerzeit hervorsticht. Um ein zentrales Chorquadrat gruppierten sich zu beiden Seiten Apsiden, und man darf mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch der östliche Abschluß ähnlich ausgebildet war, bevor er dem erwähnten Umbau weichen mußte. Die erste Oberzeller Kirche wäre somit zu beschreiben als eine Komposition von Zentral- und Längsbau, als zentralisierender Ostbau mit angefügtem basilikalem Langhaus.

Offen blieben bislang, wie eingangs gesagt, alle baugeschichtlichen Fragen, die mit der Krypta zusammenhängen, denn deren problematische Restaurierung war im Interesse der Sache bis zum Abschluß der Maßnahmen in der Oberkirche zurückgestellt worden. Bereits seit längerer Zeit befand sich die Krypta unter dem Chor der Georgskirche nämlich in einem beklagenswerten Zustand. Bedrohliche Schäden am Baubestand und vor geraumer Zeit entdeckte frühmittelalterliche Wandmalereien auf dem schadhaften Mauerwerk machten sie zu einem besonderen Sorgenkind der Denkmalpflege, das genauer Beobachtung und sorgfältiger Untersuchungen bedurfte, bevor man ans Werk gehen konnte. Nachdem bereits in den sechziger Jahren tiefe Risse und herabfallende Gewölbestücke die Sicherung des Bauwerks angemahnt hatten und unter den abblätternen Tüncheschichten Wandmalereien zum Vorschein gekommen waren, die manchen Besucher zum Kratzen an den Wänden reizten, ließ der damalige Reichenauer Münsterpfarrer Theodor Fehrenbach 1969 an der Ostwand der Kryptenhalle eine Probefreilegung vornehmen und den Raum für das Publikum schließen. Die Krypta wurde statisch überwacht und beobachtet sowie 1974 archäologisch sondiert, was unter anderem zur Ermittlung des ursprünglichen Fußbodens führte. Damals zeigte sich auch, daß die Krypta im Grunde gar kein Fundament besitzt und ihre Stützen ohne besonderen

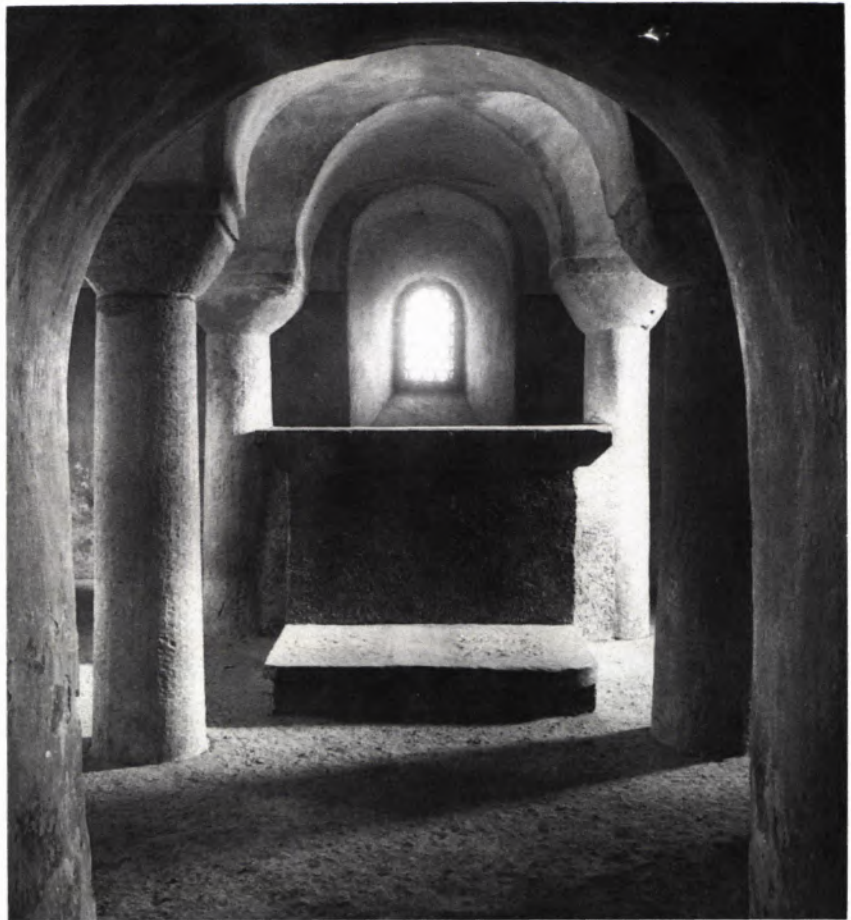
Unterbau in den lehmigen Kies des natürlichen Untergrunds versetzt worden sind. Das war der Stand der Dinge, als 1981 die im Gange befindliche, umfassende Restaurierung von St. Georg ins Auge gefaßt wurde.

Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts hatte die Kryptenhalle durch eine grob unsachgemäße Renovierung wesentliche Partien ihrer Innenhaut eingebüßt und auch sonst sehr gelitten. Vor allem im unteren Wandbereich und in den Fensterlaibungen schlug man damals den (wie nun aufgrund der Untersuchungen anzunehmen ist, aus der Erbauungszeit stammenden) Verputz ab und ersetzte ihn durch Zementmörtel, und die vom Alter gezeichneten Stützen wurden einfach kräftig abgespitzt, wobei sie ihre ursprünglichen Proportionen und bauplastischen Formen verloren. Dies betrifft besonders die beiden westlichen, aus Sandstein gearbeiteten Kapitelle, deren Dekor nun für immer verloren ist, denn der vandalische Akt geschah, bevor die Krypta erstmals fotografisch im Bild festgehalten wurde (1906?). Im Zuge der Wiederherstellung Oberzells in den fünfziger Jahren erfuhr die Krypta nochmals eine oberflächliche Renovierung, sie wurde neu getüncht und abermals zum liturgisch nutzbaren Sakralraum hergerichtet. An die Rekondierung von Reliquien im Kryptenaltar erinnert eine damals in der nördlichen Hallenwand angebrachte Inschrifttafel.

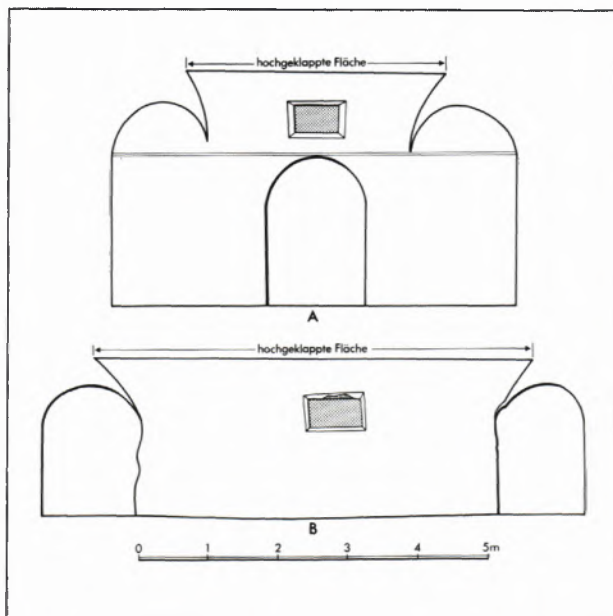
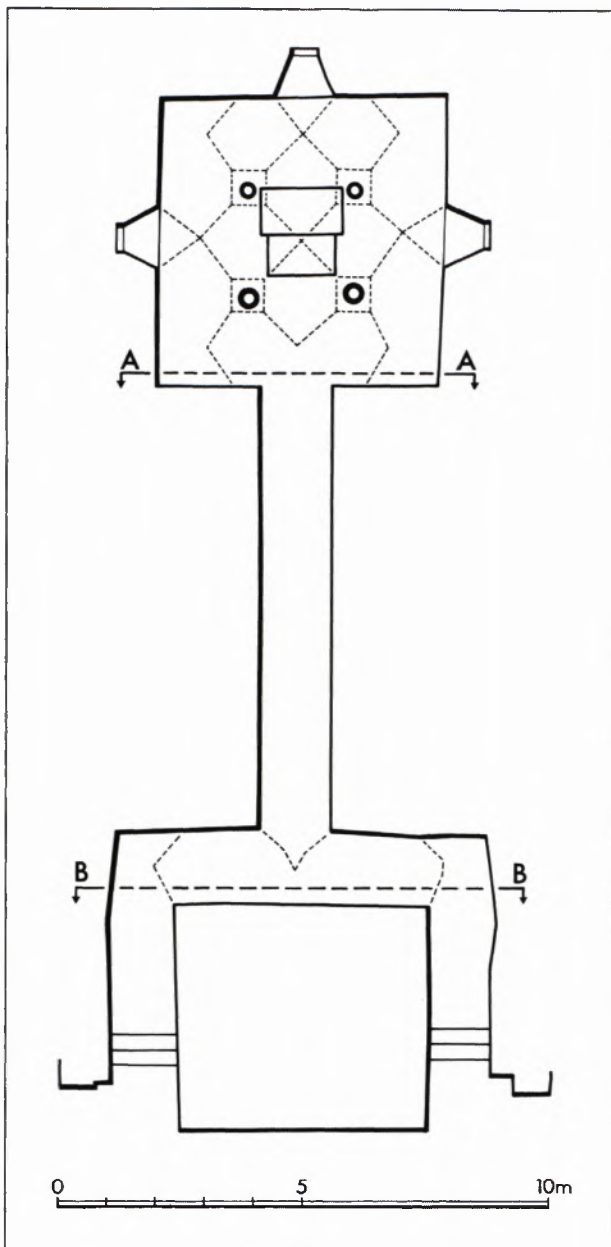
Die baugeschichtliche Stellung der Krypta

Daß die Zementputze der Krypta während der laufenden Restaurierung aus denkmalpflegerischen Überlegungen zu entfernen waren, kam den Untersuchungen entgegen, denn dies erlaubte einen großzügigeren Einblick in das Mauerwerk als in der Oberkirche, und nur wenige zusätzliche, gezielte Sondagen waren vonnöten, um ein verlässliches Bild von der Baugeschichte zu gewinnen. Aufgrund der Ergebnisse ist davon auszugehen, daß die gesamte Unterkirche einer Bauperiode angehört, wenngleich sie der Einwölbung wegen in zwei Arbeitsgängen errichtet worden ist. Zum anderen entstand die Krypta mit Teilen des sich über ihr erhebenden Sanktuariums auf dem Schutt der niedergelegten Ostteile einer zumindest schon weitgehend fertiggestellten Kirche, des im letzten Vorbericht näher beschriebenen

6 DIE HALLE der Krypta vom Zugangsstollen her nach der Renovierung 1955.



7 ZUSTAND der Krypta vor der aktuellen Restaurierung. Zwischen den Stützen der später eingebaute Altar, links die archäologische Sondierung 1974, an der Wand moderne Tafel mit Reliquienverzeichnis.



nen Hattobaues. Den Beweis dafür liefern bei der Errichtung der Krypta wiederverwendete Brocken aus dem Mauerwerk der Hattokirche, wie sie beispielsweise in der Stirnwand der Halle unterhalb der Malereien angetroffen wurden. Befunde im Eingangsbereich der Krypta, wo die Wange des Zugangsstollens vor die bereits mit Fugenverstrich versehene Mittelschiffwand gesetzt wurde, deuten ebenfalls klar daraufhin. Noch bevor das Langhaus den Verputz erhielt, auf den die berühmten ottonischen Wandbilder gemalt sind, war die gesamte Krypta erbaut und ihrerseits verputzt worden.

Was die baugeschichtliche Deutung der neuen Befunde betrifft, zeichnen sich zwei Alternativen ab. Da einerseits die nachträgliche Einfügung der Kryptenanlage in die 896 erwähnte Hattokirche, andererseits die Existenz der Unterkirche vor der Ausmalung der Oberkirche um 1000 gesichert ist, bleibt ein Spielraum von etwa einem Jahrhundert für die Baumaßnahme, zu der ferner Teile des oberen Ostbaues – das muß im einzelnen noch ermittelt werden – von St. Georg gehören. Die Krypta könnte somit einerseits von Hatto stammen, der dann seine ursprüngliche Konzeption und seine bereits fertiggestellte Kirche infolge der gleich zu erwähnenden Ereignisse 896 abgeändert hätte, muß andererseits aber jedenfalls im 10. Jahrhundert entstanden sein. Von diesen beiden zu diskutierenden Alternativen kann die erste deshalb mehr Wahrscheinlichkeit beanspruchen, weil es eines starken Anstoßes bedurfte, wenn in einen vollendeten Kirchenbau schon bald derart eingegriffen wurde. Einen solchen Anstoß aber wird man in der Ankunft des bedeutenden Reliquienschatzes sehen dürfen, den Hatto 896 in sein – wie es im Martyrolog Notkers von St. Gallen heißt – „neues Kloster“ auf der Insel schaffte. Auch der zeitgenössische Bericht des sonst gut orientierten Mönchs aus dem Nachbarkloster der Reichenau legt nahe, daß Hatto in Oberzell bereits eine Kirche errichtet hatte, bevor er 896 anlässlich der Kaiserkrönung Arnulfs, also offenbar ziemlich unversehens, in den Besitz der Reliquien des hl. Georg und vieler anderer Heiligen gelangte.

Baugestalt, Funktion und Ausstattung der Krypta

Die Untersuchungen haben ein genaues Bild von der baulichen Gestalt der ursprünglichen Oberzeller Krypta ergeben. Da ihr frühmittelalterlicher Baubestand heute im großen und ganzen erhalten ist, vermittelt sie eine anschauliche Vorstellung solcher vorwiegend dem Heiligenkult gewidmeten Kirchenräume. Die kleine überwölbte Halle auf etwa quadratischem Grundriß war und ist vom Mittelschiff des Langhauses her durch Stollen zugänglich. Drei Stufen an den inneren Flanken der östlichen Arkadenanten des Kirchenschiffes führen hinab zu den beiden Zugängen, die zunächst in die umknickenden Enden eines dem Triumphbogen unmittelbar vorgelagerten Querstollens geleiten. Auf dessen Mitte stößt der eigentliche Zugangsstollen, der seinerseits in der Hallenwestwand mündet. Gegenüber der Mündung des Mittelstollens in

8 HEILIGENGRAB UND SICHTFENSTER in der Oberzeller Krypta. Die Zeichnungen veranschaulichen die ehemalige Gestalt von Sepulcrum und Fenestella. Beide Vorrichtungen dienen dem Heiligenkult und finden sich in ähnlicher Gestalt in den meisten frühmittelalterlichen Krypten. Bei den derzeitigen Untersuchungen stellte sich heraus, daß die Nische und das Fensterchen zum ursprünglichen Baubestand der Krypta gehören.

9 DIE VERMAUERTE FENESTELLA (SICHTFENSTER) zwischen Langhaus und Kryptenstollen wird vorsichtig untersucht; unten links trafen die Restauratoren auf den ursprünglichen Verputz der Krypta, der auch die Schräge und das Gewände der Fenestella bildet, oben auf den hölzernen Sturz.



den Querstollen gewährte eine heute vermauerte Fenestella, ein Fensterchen, vom Mittelschiff her durch den Stollen Einblick in die Halle, über deren Eingang eine offenbar zur Aufnahme von Reliquien bestimmte, ebenfalls zugemauerte Wandnische erkennbar ist.

Während sich nun die Halle mit ihrem auf vier Stützen ruhenden Gewölbe problemlos zu der frühmittelalterlichen Kryptenarchitektur Alemanniens fügt, gibt die Zugangslösung, die in dieser Form nur wenige und ferne Parallelen hat, zu denken. Betrachten wir das Gallusheiligtum unter der Klosterkirche in St. Gallen oder die damit eng verwandte Anlage des St. Galler Klosterplans, denken wir ferner an die Konstanzer Münsterkrypta, das Fridolinsheiligtum in Säckingen und an die Krypta der Stadtkirche von Esslingen, so würden wir angesichts der zumindest an Bodensee und Hochrhein festgefügt Tradition karolingischer Winkelstollenkrypten mit kleiner, zentraler Kammer oder Halle auf der Insel Reichenau ähnliches erwarten. Die genannten Beispiele stehen mit ihren seitlichen, rechtwinklig umnickenden Stollen in der Tradition der ursprünglich

von Rom ihren Ausgang nehmenden Ringkrypten. Bei den eben genannten Krypten setzen die Stollen nicht im Mittelschiff, sondern in den Seitenschiffen an. Und ein zweiter höchst auffälliger Unterschied besteht darin, daß in Oberzell die beiden Zugänge in einen zentralen Stollen zusammengeführt werden. Da die sonst durch zwei voneinander unabhängige, in der Grundrißdisposition achsensymmetrisch erscheinende Stollen geregelte Wegführung, welche im Sinne einer Einbahnstraße ungehinderten Zutritt an der einen Flanke und einen ebensolchen Abgang auf der anderen Seite erlaubte, als traditionelles und – wie man glaubt – als funktionsbedingtes Merkmal frühmittelalterlicher Kryptenarchitektur zu betrachten ist, drängt sich die Frage auf, ob nicht die merkwürdige und ungewöhnliche Disposition der Oberzeller Stollen auf Vorgaben einer bereits weitgehend vollendeten, indessen nicht von Anfang an mit Krypta geplanten Hattokirche zurückzuführen sein könnte. Auch in Oberzell wurde mit den beiden Kryptenzugängen, die dann in einen Stollen zusammenlaufen, zumindest der Schein einer solchen traditionellen und vertrauten Lösung erweckt.



10 HEILIGENGRAB (SEPULCRUM, LOCULUS) über der Mündung des Zugangsstollens (vor der aktuellen Restaurierung). Die Nische, welche ehemals zur Aufbewahrung der Oberzeller Reliquien, insbesondere des hl. Georg, diente, wurde im Spätmittelalter vermauert, nachdem man den Schrein entnommen und in den neuen Hochaltar von 1308 transferiert hatte. Hinter dem abbröckelnden Verputz sind die Quader der Zumauerung zu erkennen.

Die Einrichtungen des Heiligenkults

Daß die Oberzeller Krypta von Anfang dem Kult des hl. Georg diene, beweisen die Untersuchungsergebnisse in vollem Maße. Bereits der ursprüngliche Bau besaß sämtliche zur Verwahrung und Präsentation von Reliquien notwendigen Einrichtungen. Hattos Heiligtum, das 986 auf der Insel anlangte, wurde allem Anschein nach in einer kleinen Kammer unmittelbar über der Stollenmündung in der Westwand der Halle niedergelegt, was, von der Zugangslösung abgesehen, den Verhältnissen in den karolingischen Krypten von St. Gallen, Konstanz, Säkingen und Esslingen entspricht. Obgleich die Reliquiennische, die mit den überlieferten Begriffen als *Loculus* oder *Sepulcrum* bezeichnet wird, längst ausgeräumt und das ursprüngliche Behältnis verschollen ist – entfernt hat man es spätestens, als 1308 der bestehende Hochaltar mit einer eigenen Reliquienkammer errichtet wurde –, lassen die Baubefunde doch einige Aussagen über die ursprüngliche Disposition zu. Nach Ausweis der Spuren, welche die Entfernung des Reliquienbehälters hinterließ, dürfte es sich um einen hausförmigen Schrein oder um eine nach dem Muster gallischer Märtyrersarkophage aus Stein gehauene Kiste mit satteldachförmigem Deckel – wie beim hl. Pelagius in der Krypta zu Konstanz – gehandelt haben. Ein schachtartiges, heute vermauertes Fenster, die sogenannte Fenestella, gestattete von der Oberkirche aus Einblick in das monumentale und begehbare Heiligengrab, was eine Krypta ja im Grunde darstellt. Die Fenestella lenkte den Blick der Gläubigen durch den Mittelstollen in die kleine Halle. Über der Reliquienkammer in der Krypta erhob sich einst der Altar im Sanktuarium der Oberkirche, ähnlich wie es der St. Galler Plan darstellt. Ob die Krypta selbst schon damals mit einem Altar ausgestattet war, ist höchst zweifelhaft, der bestehende stammt jedenfalls aus viel späterer Zeit.

Der Wandschmuck

An der Ostwand der Halle sind 1969 Wandbilder ans Licht gekommen, die auf den originalen Verputz sowie auf dessen erste und teilweise auf eine zweite Tünche gemalt wurden. Die bisherigen Freilegungen lassen zwei durch Rahmenbänder geschiedene Szenen erkennen und nähren die Erwartung, daß mindestens die oberen Partien der Bilder noch wohlerhalten unter den späteren Tünchen verborgen liegen dürften. Es handelt sich erstens um eine bis in den Schildbogen reichende Darstellung des Gekreuzigten und zweitens um einen Heiligen im nördlich anschließenden Wandfeld. Eine neuzeitliche Rötelnnotiz unter dem rechten Kreuzarm (1594?, 1615?) bezeugt, daß die Malereien mindestens bis ins 16. Jahrhundert offenstanden. Wie es sich mit der Nordseite der Stirnwand verhält, ist bislang nicht abschließend geklärt; die stellenweise abgeplatzte Tünche gibt jedoch zu erkennen, daß dort keine ausgesprochenen Wandbilder zu erwarten sind, und die anderen Wände der Kryptenhalle trugen ziemlich sicher ebenfalls keine figürlichen Malereien. Man darf also fürs erste davon ausgehen, daß die beiden Bilder an der Stirnwand der einzige nennenswerte Wandschmuck der Krypta waren.

Was stellen die Wandbilder dar, und was verbindet sie mit dem Reliquiengrab in der Krypta? Der Gekreuzigte darf als geläufiges Thema frühmittelalterlicher Kryptenmalerei gelten, soweit die wenigen erhaltenen Monumente dieser Epoche überhaupt ein Urteil gestatten. Zu nennen wären beispielsweise die Krypta der Abteikirche St. Maximin in Trier und die sogenannte Krypta des Abtes Epiphanius in der Abtei San Vincenzo al Volturno nahe Montecassino. Die Kreuzigung als Präfiguration der Auferstehung versinnbildlicht das ewige Leben und Heil, das der Christenheit durch Jesu Tod am Kreuz zuteil wird; das kam den Anliegen und



11 WANDBILDER schmückten einst die Ostwand der Krypta. Sie sind noch vor den berühmten ottonischen Wandbildern im Langhaus entstanden und wurden 1969 entdeckt.

12 EIN HEILIGER, vielleicht St. Georg, dessen Reliquien die Krypta einst barg, weist mit der erhobenen Rechten auf den Gekreuzigten. Gelbe und rote Rahmenbänder trennen den teilweise freigelegten Wandschmuck des 10. Jahrhunderts in zwei eigenständige, jedoch aufeinander Bezug nehmende Bilder.



Erwartungen der Gläubigen entgegen, welche ja die Krypta aufsuchten, um durch die Anrufung des Heiligen an seinem Grab dessen Fürbitte (*Intercessio*) bei Gott zu erlangen. Geläufig war deshalb in frühmittelalterlichen Krypten ferner die bildliche Darstellung des gleichsam am Ort gegenwärtigen Heiligen, so etwa in der karolingischen Ringkrypta von St. Emmeram in Regensburg, in der Krypta der Stadtkirche von Esslingen und der des Klosters St. Mang zu Füssen. Daneben begegnen in der Kryptenmalerei Szenen aus dem Leben (*Vita*) des Heiligen oder – falls es sich um einen Märtyrer handelt – aus seiner Leidensgeschichte (*Passio*). In der Krypta der Abtei Saint-Germain d'Auxerre in Nordburgund beispielsweise wurde im 9. Jahrhundert das Wirken und die Steinigung des in der Stadt als Patron der Kathedrale verehrten Erzmärtyrers Stephan in epischer Breite dargestellt.

Es liegt daher nahe zu fragen, ob das bislang unbestimmte Wandbild der Oberzeller Krypta den hl. Georg darstellen soll. Jedenfalls gehört der männliche Heilige nicht im Sinne einer Assistenzfigur zum Kreuzifix, von dem er durch die Rahmung klar geschieden ist. Aber auch die Gestik der knapp unterlebensgroßen Figur weist in dieselbe Richtung. Der Heilige wendet seinen Blick auf den Gekreuzigten und deutet mit erhobenen Armen auf das Kultbild. Man darf wohl sagen, es handelt sich hier um ein Bildensemble, komponiert mit der Kreuzigung als Versinnbildlichung und Präfiguration des ewigen Lebens und Heils, auf welche der Heilige in seiner Eigenschaft als Intercessor, als Fürsprecher der zu ihm pilgernden Gläubigen hindeutet. Auch ikonographisch würde das Oberzeller Bild auf den hl. Georg passen, der vor seinem Avancement zum drachentötenden Ritterheiligen im späteren Mittelalter und vor dem Aufkommen regelrechter Georgszyklen in der Kunst des 12. Jahrhunderts meist als stehender Kriegerheilige in entsprechender Tracht Darstellung fand. In Oberzell tritt ja ein bärtiger Mann im besten Alter, wahrscheinlich stehend und in weltlichem Gewand entgegen. Zumindest die Palette der in Frage kommenden Heiligen wird dadurch beträchtlich eingeengt. In der für ihren fast vollständig erhaltenen ottonischen Male-reizyklus berühmten Oberzeller Kirche sucht man im übrigen vor dem 14. Jahrhundert vergeblich nach einer Darstellung des Patrons, was die aufgeworfene Frage noch unterstreicht.

Wolfgang Erdmann hat 1974 auf stilistische Anklänge der Heiligenfigur an die Ruodprecht-Gruppe der Reichenauer Buchmalschule um 980 hingewiesen und das

Bild in diese Zeit gesetzt. Freilich findet man ähnliche stilistische Züge auch schon in dem um 900 entstandenen Psalterium Aureum von St. Gallen, so daß meines Erachtens die genauere Zeitstellung des sicherlich vor der Jahrtausendwende entstandenen Bildes so lange offenbleibt, bis mehr von der Gestalt des Heiligen sichtbar sein wird. Trifft die vorgeschlagene Datierung der Krypta in die Zeit Erzbischof Hattos (891–913) zu, so spricht zumindest nichts gegen die Entstehung der Bilder in diesem Zusammenhang.

Die Ergebnisse der archäologisch-baugeschichtlichen Untersuchungen erlauben es, den baugeschichtlichen Standort der Krypta in der St.-Georgs-Kirche zu definieren und erstmals wenigstens ansatzweise historisch zu erklären. Sie war im frühen Mittelalter Reliquien-grab und Kultort des hl. Georg; die noch bis in jüngste Zeit vertretene These, der hl. Georg sei in einem „Westchor“ der Oberzeller Kirche verehrt worden, kann somit nicht aufrechterhalten werden. Auch ohne die Frage nach der Herkunft des althochdeutschen Georgsliedes näher zu berühren, darf man wohl sagen: Die Krypta in Reichenau-Oberzell zählte einst zu den bedeutenden frühmittelalterlichen Kultorten in Schwaben; heute ist sie eines der wenigen wohl erhaltenen Bauwerke ihrer Art und damit neben dem Bildzyklus der zweite große Schatz von St. Georg in Reichenau-Oberzell.

Literatur:

- A. Zettler: Neue Aussagen zur Baugeschichte der Kirche St. Georg in Reichenau-Oberzell, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987, 1988, 224–228 (mit weiteren Hinweisen).
- H. F. Reichwald: Die ottonischen Monumentmalereien an den Hochschiffwänden in der St.-Georgs-Kirche Oberzell auf der Insel Reichenau. Veränderungen – Bestand – Maltechnik, in: Zeitschrift für Kunsttechnologie und Konservierung 2, 1988, 107–170.
- H. Claussen: Eine Reliquiennische auf dem Petersberg bei Fulda, in: Frühmittelalterliche Studien 21, 1987, 245–280.
- C. Heitz: La France pré-romane. Archéologie et architecture religieuse du Haut Moyen Age du IVe siècle à l'an Mille, 1987. Art. „Giorgio“, in: Bibliotheca Sanctorum 1965, 512–531.
- K. J. Dorsch: Georgszyklen des Mittelalters, 1983.

Dr. Alfons Zettler
 Albert-Ludwigs-Universität
 Historisches Seminar
 Werthmannplatz 8
 7800 Freiburg i. Br.

Denkmalportrait



Norbert Bongartz:

Ein Hauch von Großstadt Der „Württembergischer Hof“ in Weikersheim, Main-Tauber-Kreis

Das hohenlohische Residenz-Städtchen Weikersheim ist für die meisten Besucher der Inbegriff einer idyllischen intakten Kleinstadt. Ein bemerkenswertes Renaissanceschloß mit seinem Barockgarten, die Altstadt mit Marktplatz, Stadtkirche und mehreren reizvollen Gassen sind eine viel besuchte Attraktion für Ausflügler und Kunstreisende.

Ein besonderer Reiz liegt wohl darin, eine Stadt zu erleben, in der die Zeit seit längerem stillzustehen scheint: Das als ziemlich einheitlich empfundene Bild der Altstadt ist das Ergebnis langer Bautraditionen, einer über viele Jahrhunderte spürbaren Bauverwaltung und nicht zuletzt auch ein Zeichen für halbwegs konstante wirtschaftliche Verhältnisse (Katastrophen wie größere Flächenbrände oder Blütezeiten, in denen man großflächig abgerissen und neu gebaut hätte, sind seit dem 17. Jahrhundert unseres Wissens nicht vorgekommen).

Doch so homogen, wie es den Anschein hat, war die Entwicklung nicht immer: Es soll hier nicht die Rede von der ziemlich eingreifenden Neuordnung der Barockzeit sein, in der der schöne Marktplatz erst entstanden ist. Um die Jahrhundertwende gab es in Weikersheim ein Bauvorhaben, mit dem offenbar neue Maßstäbe in der Stadtentwicklung gesetzt werden sollten – der Umbau und die Aufstockung der alten Brauerei Walter zum Gasthaus „Württembergischer Hof“:

Das merkwürdige, über lange Zeit als häßlich und störend im Ortsbild empfundene Haus macht in mehrfacher Hinsicht Geschichte anschaulich und stellt ein heimatgeschichtlich und bauhistorisch hochinteressantes Zeugnis dar, dessen Kollision mit dem Ortsbild die Besonderheiten des Hauses schlaglichtartig hervortreten läßt.

Aus dem Baugesuch des Gastwirts Friedrich Banzer vom Dezember 1904 geht hervor, daß er ein großes Umbau- und Aufstockungsvorhaben nach außen als Neubau in Erscheinung treten lassen wollte.

In einem Brief vom 20. Dezember 1907 (siehe Bauakten im Staatsarchiv Ludwigsburg) schreibt Banzer: „Ich habe im Jahr 1905/06 hier meinen käuflich erworbenen

nunmehrigen Gasthof zum Württembergischen Hof um- und teilweise aufgebaut und habe aus dem vorher ziemlich unansehnlichen Bauwesen der alten Bierbrauerei Walter mit Wirtschaftsgebäude und Scheuer einen zeitgemäßen Gasthof mit bedeutenden Kosten hergestellt.“

Für die recht ungewöhnliche Architektur gibt es mehr als eine Erklärung:

Der Bauherr war an einer wesentlich vergrößerten Nutzfläche interessiert. Wie dies zu erreichen war, wird ihm vermutlich ziemlich gleichgültig gewesen sein.

Der planende Architekt war Oberamtsbaumeister Scheuenstuhl, in Weikersheim ansässig. Seine Position und seine Möglichkeiten, auf Bauvorhaben und ihr Genehmigungsverfahren Einfluß zu nehmen, sicherte dem Bauherren möglicherweise die Zustimmung des Gemeinderates von Weikersheim im Frühjahr 1905. Dem folgte nach einem Briefwechsel mit dem Oberamtsbaumeister (und Kollegen!) Ringler zu Detailfragen die Genehmigung am 13. 5. 1905 durch Ringler, der im nahen Bad Mergentheim saß. Interessanterweise hat damals keiner, weder die Stadt noch die Nachbarn, gegen die Gestaltung des Gebäudes, insbesondere gegen das geplante Backstein-Sichtmauerwerk oder gegen das flache, gewissermaßen unsichtbare Dach Einwendungen erhoben.

Bauherrn und Architekten kam es zustatten, daß in der Gründerzeit-Architektur vornehmlich die italienische Renaissance die Formensprache prägte, bei welcher das umlaufende, horizontale Abschlußgesims des Baukörpers eine weit wichtigere Rolle spielte als die vergleichsweise recht flachen, kaum in Erscheinung tretenden Walmdächer in dieser Zeit. Eine streng axiale Fensteranordnung und ein als Sockelgeschoß gestaltetes Erdgeschoß sind weitere Elemente dieses Baustils.

Mit der Architektur über das Dachgesims greift der Architekt jedoch in zwei weitere „Stilschubladen“: Die aufgesetzte Balustrade ist ein barockes bzw. klassizistisches Element, die beiden Ziergiebel, die die Länge der Fassade zusammen mit den schwachen Risalit-Vor-



2 DIE SOCKELZONE wird neu gestaltet werden.

sprünge gliedern und auflockern, stellen dagegen Übernahmen aus der deutschen oder niederländischen Renaissance dar.

Fazit: Mit ihrem Ausbrechen aus der bisherigen homogenen Entwicklung des Weikersheimer Ortsbildes haben Bauherr und Planer eine städtische, „stattlichere“ Bauweise in Weikersheim eingeführt, welche in dieser Epoche aber ein Einzelfall blieb. Die im Vergleich zu den Nachbarhäusern sehr hoch gereckte Fassade mit Stockwerkshöhen von über drei Metern entspricht im



3 KEINE RUINE: Einer der „luftigen“ Quergiebel.

inneren Hause nur in Teilen der Wirklichkeit, denn hier blieb in Teilen noch der Altbau erhalten! Die einseitige Fassadenhaftigkeit des Entwurfes wird damit unterstrichen. Eine weitere Besonderheit ist das flache Dach, anderswo als Terrasse zum Trocknen der Hotelwäsche geplant, hier aber ohne diese Zweckbestimmung, ein recht früher Vertreter einer Flachdachbauweise, die in einer Vorstadt oder in einem Gewerbegebiet eher hätte erwartet werden können. Durch die offen gegen den Himmel gestellten zwei Giebel des Hauses wird diese



4 DIE KEHRSEITE der Fassade: handwerkliche Flickschusterei, für die Jahrhundertwende keine Besonderheit.

Besonderheit jedoch erst auf den zweiten Blick hin bewußt.

Um die Jahrhundertwende galt der Backstein in Landschaften, die über gutes Natursteinmaterial verfügten, als „Proletarier der Baumaterialien“; wer auf sich hielt und das nötige Geld besaß, hat eher eine Natursteinfassade in Auftrag gegeben. Am „Württembergischer Hof“ wurde der vergleichsweise kostengünstige, mit der Eisenbahn über lange Strecke transportierfähige, industriell hergestellte Ziegelstein aber dadurch „veredelt“, daß durch Farbwechsel, „eingeschossene“ gesimsähnliche Streifen und plastische Fensterverdachungen sowie durch die giebelartigen Dachaufsätze im Wechsel zur Balustrade eine banale Großflächigkeit vermieden und ein relativ hoher Aufwand getrieben wurde, ergänzt durch die für zusätzliche Reliefwirkung eingesetzten Sandsteinteile.

Zwar entstand dadurch so etwas wie die Fassade eines „Anker-Steinbaukastens“ (so hießen die in gleicher Zeit

hergestellten Kunststeinbaukästen mit verschiedenfarbigen gelben und roten Bausteinen sowie blauen [schieferfarbenen] Dachsteinen, in denen die verschiedenen geformten Architekturelemente immer wieder neu miteinander kombinierbar sind). Aus unserem zeitlichen Abstand von der sogenannten Gründerzeit und wegen des Seltenheitswerts eines Backsteinbaus der Jahrhundertwende in Weikersheim stellt das Haus als markanter Ausdruck des damaligen Zeitgeschmacks und als vereinzelt gebliebener Ansatz zu einer städtischeren Bauweise im Stadtbild eine Besonderheit dar, die zu erhalten und zu pflegen sich lohnt.

(Im Zuge einer Sanierung dieses Hauses wird die veränderte Erdgeschoßfront gegen eine zur Fassade passende, neu entworfene Architektur ausgewechselt. Ein auch vom Gemeinderat gefordertes, altstadtgerechtes steiles Dach kommt aber aus denkmalpflegerischen Gründen nicht zur Ausführung. Das Haus hätte als Dokument sonst zu sehr gelitten.)

Ein Landhaus in der Stadt

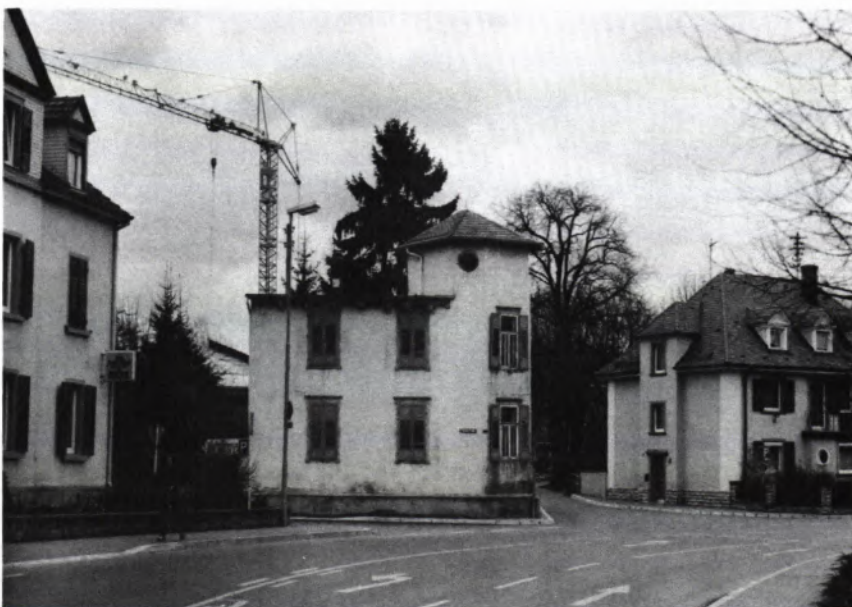
Das „Kramersche Haus“ in Tauberbischofsheim (Am Wörth 1), Main-Tauber-Kreis

Das eher bescheidene verputzte Fachwerkhaus steht in Tauberbischofsheim außerhalb der Altstadt; ein Altbau des 19. Jahrhunderts, der über viele Jahre auf der „Abschlußliste“ der Stadt- und Verkehrsplanung stand. Es steht an der kurzen Stichstraße zum Wörthplatz, einem der beiden Omnibusbahnhöfe der Stadt. Die Straße ist recht schmal und erschwert einen Begegnungsverkehr der hier aus- und einfahrenden Linien- und Schulbusse.

Im Zusammenhang mit einem Bauvorhaben auf dem zugehörigen großen Grundstück stellte sich 1987 die Frage nach der Wertigkeit des Hauses, dessen Abbruch nur eine Formalität schien, waren bis dahin doch keine denkmalpflegerischen Interessen bekannt geworden. Inzwischen hatte sich der Blick für die Architektur des 19. Jahrhunderts geschärft. Das Landendenkmalamt hat das Gebäude in einer Stellungnahme zum Abbruchgesuch folgendermaßen charakterisiert (die Stellung-

nahme wird hier etwas erweitert wiedergegeben): Die Baugruppe von Eckhaus, Gartenpavillon und einem rückwärtigen Gartentor ist als Sachgesamtheit ein Kulturdenkmal gemäß § 2 DSchG von regionaler Bedeutung.

Älteste Teile sind ein zweigeschossiger Pavillon auf quadratischem Grundriß von etwa 4 Metern Seitenlänge mit Zeltdach, datiert 1765, und ein barockes, wohl zeitgleiches Gartentor, sicher die älteste Bausubstanz außerhalb des Stadtgrabens von Tauberbischofsheim in diesem Bereich. Vielleicht läßt sich noch in Erfahrung bringen, welcher Tauberbischofsheimer Bürger sich hier das heute noch ablesbare Zeugnis seiner Naturverbundenheit bauen ließ. Während das Erdgeschoß des Pavillons darauf hindeutet, daß es mehr als Abstellraum für Gartengeräte diente, deutet das mit einer Außentreppe erreichbare Obergeschoß darauf hin, daß



1 STÄDTEBAULICHE SITUATION. Das „Kramersche Haus“ liegt an der Einmündung der sich stark verschmälernden Wörthstraße (geradeaus) in die Schmiederstraße (= Grabenstraße der Altstadt von Tauberbischofsheim).

2 DAS WOHNHAUS und der barocke Pavillon an seiner Seite.



man hier Geselligkeit gepflegt hat: Eine schön gestaltete Tür und die gut proportionierten Barockfenster zeigen überdurchschnittlichen Gestaltungswillen. Stuck oder eine besondere Farbigekeit war im Innenraum nicht erkennbar.

Über 100 Jahre später ist die Stadt Tauberbischofsheim eine seit den 1840er Jahren von der Stadtmauer befreite Stadt, die sich in die privaten Gärten entlang des Stadtgrabens und über diese hinaus ausdehnt. Die neugeschaffene Grabenstraße (heute Schmiederstraße) wurde im Laufe der Zeit, vorrangig erst gegen 1900, neu bebaut. Die durchweg zwei- und mehrstöckigen Häuser, Mehrfamilienhäuser, erhielten ein „stattliches“ Erscheinungsbild.

Nicht so das Wohnhaus Am Wörth 1. Es wurde als privates *Landhaus* erbaut – auf die Bedürfnisse einer Familie ausgelegt –, das in seiner Gestalt ganz bewußt auf Freizeit und Naturbezogenheit angelegt wurde, kaum auf eine repräsentative Wirkung nach außen.

Das vermutlich zunächst nur einstöckige, über einem niedrigen Sockel errichtete Haus stammt laut Brandschutzversicherungseintrag von 1877, könnte aber auch noch älter sein. In jedem Fall ist es älter als alle übrigen Häuser in der Schmiederstraße. Es zeigt zwei Flügel, dem an einer abgeschrägten Ecke ein achteckiger kleiner Turm aufgesetzt worden ist. Ein Flügel scheint – unter Beibehaltung der Firsthöhe des Daches – später

3 VON DER GARTENSEITE: *Kleinstadt-Idylle.*



aufgestockt worden zu sein, so daß sich der eineinhalbstöckig über der tieferen Trauflinie stehende Turm ehemals markanter aus dem Gebäude hervorhob. So dürfte im Anfang nur das Turmzimmer im ersten Obergeschoß (= Dachgeschoß) natürlich belichtet gewesen sein. Dessen Nutzung als Gäste-, Studier- oder Trinkstube wird dem Plan des Hauses zugrunde gelegen haben. Der mit Rundfensterchen belichtete Raum darüber war und ist dagegen nie genutzt, nur der Optik willen so gebaut worden.

Hinter diesem Bautyp steht als Vorbild das historische Landhaus der Landschaft um Rom. Hier in Campanien werden die turmähnlichen Belvedere-Aufbauten auf den Häusern genutzt, um im Sommer die erste Kühle des Abends – über den in Erdbodennähe tanzenden Mücken – genießen zu können.

Ob dem Bauherren und/oder seinem Architekten ein solcher Zusammenhang (noch) bewußt war, ist nicht sicher. In jedem Fall haben beide das Türmchen aber als „image“- oder symbolträchtiges Element des Hauses eingeplant.

Die zusätzliche städtebauliche Bedeutung des markant in der Straßenbiegung stehenden Gebäudes wird dem sofort klar, der das Haus vor seinem inneren Auge entfernt und sich die Konsequenzen vor Augen stellt.

Der Aussagewert des Hauses wird durch den Kontrast zu der benachbarten Bauzeile entlang der Schmiederstraße unterstrichen: So werden zwei Planungsstadien der Stadtentwicklung in einem bilderbuchartigen Nebeneinander augenfällig: Die individuelle Landhausbesiedelung vor den Toren und die spätere städtische Bebauung mit stadtplanerischem Hintergrund.

(Nachtrag: Inzwischen haben die Stadt und das Landratsamt entschieden, daß das Haus erhalten werden kann. Hinsichtlich der baulichen Keimzelle, des barocken Pavillons, wird derzeit überlegt, ob auch seine Erhaltung möglich ist.)

Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1

Herbert Jüttemann: Säge und Mühle

Die technischen Kulturdenkmale des neuerrichteten Freilichtmuseums Neuhausen ob Eck

Technische Kulturdenkmale als funktionslose Beispiele vergangenen Wirtschaftslebens? Trotz des gewaltigen technischen Fortschritts, der die Produktionsprozesse und die technischen Ausrüstungen, z. B. von Mühlen und Sägewerken, innerhalb von ein, zwei Generationen vollständig erneuert hat, treffen wir immer noch auf einzelne Objekte des 18. und 19. Jahrhunderts, die durch glückliche Umstände von diesen grundlegenden Veränderungen nicht erfaßt wurden. Sind über das Gebäude hinaus auch noch die Inneneinrichtungen mit Maschinen und Werkzeug erhalten geblieben, so begeistern uns heute auf dem Hintergrund der industrialisierten und dadurch kaum mehr überschaubaren Produktionsmittel die pfiffigen und meist sehr anschaulichen technischen Detaillösungen vergangener Zeiten. Sie lassen sich in ihren Funktionen noch gut nachvollziehen und markieren gleichzeitig die früheren Lebens- und Arbeitsweisen.

Wir sind uns einig, daß die Erhaltung und Tradierung jener frühen technischen Kulturdenkmale notwendig ist. Als denkmalpflegerisches Ziel steht dabei die gesamtheitliche Erhaltung eines Gebäudes und seiner Ausstattung mit Maschinen, Lagerräumen oder Werkstatteinrichtungen im Vordergrund. Eine neue Nutzung für das technische Kulturdenkmal führt dann aber häufig zu erheblichen Substanzverlusten, weil gerade das Schützenswerte den heutigen technisch-wirtschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genügt. Ist das Gebäude selber noch in den meisten Fällen erhaltbar und damit tradierbar, entsprechen die Inneneinrichtungen in aller Regel nicht mehr heutigen Bedürfnissen und werden somit zum Streitpunkt, wenn die Forderung nach Erhaltung aus denkmalpflegerischen Gründen erhoben wird. Eine Umnutzung führt dann neben dem materiellen Substanzverlust auch zum Verlust der Funktion, die nicht mehr erkannt und nachvollzogen werden kann.

Nur in wenigen Fällen gelang es in den letzten Jahren, eine gesamtheitliche Erhaltung eines technischen Kulturdenkmals an seinem Standort in die Wege zu leiten, wie z. B. beim Kalkofen in Untermarchtal oder bei der Pauserschen Fabrik in Schwäbisch Gmünd.

Wir verkennen dabei nicht, daß die gesamtheitliche Erhaltung oft nur eine museale Nutzung zuläßt. Ist eine museale Nutzung zur Erhaltung eines technischen Kulturdenkmals aus vielerlei Gründen nicht mehr möglich, verbleiben nur noch zwei Möglichkeiten: Die Dokumentation der Funktion und vielleicht noch die Erhaltung von Teilen eines technischen Kulturdenkmals insoweit, daß es gerade noch nachvollziehbar bleibt, oder aber als letzte Möglichkeit, sozusagen als denkmalpflegerische Notlösung, die Translozierung der Anlage in ein Freilichtmuseum.

Der nachfolgende Beitrag führt zwei translozierte technische Kulturdenkmale des ländlichen Wirtschaftslebens vor. Wir können daran erkennen, wie wichtig es ist, daß auch dieser Aspekt der Heimat- und Wirtschaftsgeschichte nicht ganz verlorengeht.

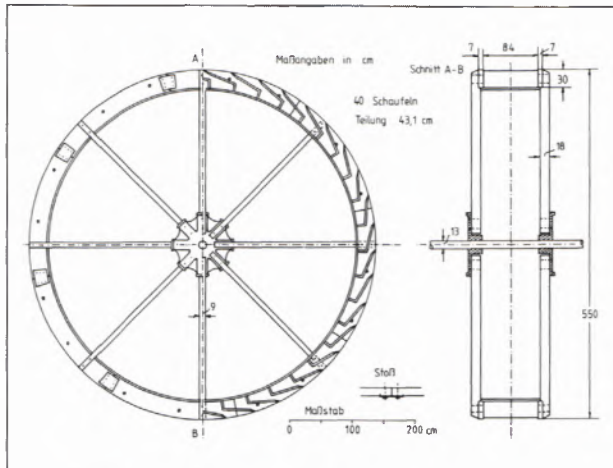
Etwa 10 km östlich von Tuttlingen liegt an der Bundesstraße 311 die Gemeinde Neuhausen ob Eck. Im Norden dieses Ortes schließt sich ein von Baumgruppen unterbrochenes Wiesengelände an, das sich von einer Hochfläche in einen Talgrund absenkt. Dieses Gebiet wählte man für ein Freilichtmuseum aus, um die Hauslandschaften der Südwestalb, der Baar, des östlichen Randbereiches des Schwarzwaldes, des Hegaus mit dem Randbereich Bodensee darzustellen. Auf dem hochgelegenen Teil des Geländes entstand ein kleines Dorf mit Bauern- und Handwerkerhäusern, ein Schul- und Rathaus, eine kleine Kirche sowie ein Wirtshaus.

Da Mühlen gewöhnlich im Tal stehen, wählte man die Tallage des Geländes für die Aufstellung einer Säge und einer Getreidemühle. Leider fehlt hier ein Bachlauf. Zum Betrieb der beiden Objekte mußte man je einen unterirdischen Wasserspeicher oberhalb und unterhalb von ihnen aufstellen. Das Wasser läuft dabei vom Oberspeicher über die Wasserräder zum Unterspeicher. Von hier aus führt es eine Pumpe zum Oberspeicher zurück. Das durch Verdunstung und Versickerung ver-

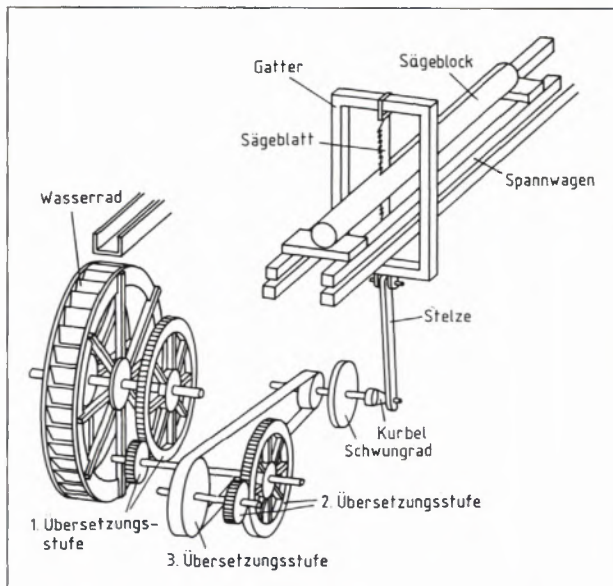
rengehende Wasser liefert eine öffentliche Wasserleitung nach.

1 SÄGE des Behlshofes auf dem Gelände des Freilichtmuseums.

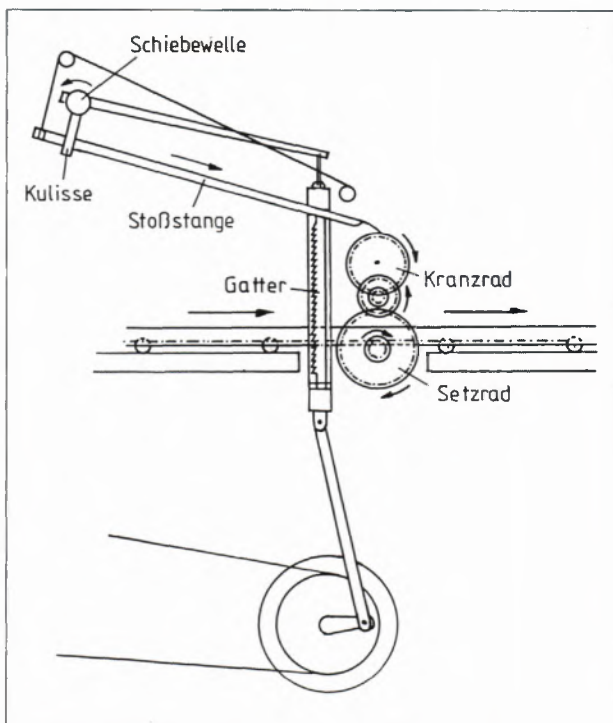




2 WASSERRAD der Säge.



3 GETRIEBESCHEMA der Säge.



Im September des Jahres 1981 beschloß der Kreistag von Tuttlingen, das Freilichtmuseum zu errichten, und im Spätsommer 1982 begann man mit dem Wiederaufbau der ersten großen Gebäude. Am 11. Juni 1988 wurde das Freilichtmuseum eingeweiht. Zu diesem Tag waren Säge und Getreidemühle betriebsbereit und konnten den Besuchern vorgeführt werden.

Die Säge vom Behlishof in Unterkirnach

Geschichte: Die Säge stammt aus der Gemeinde Unterkirnach; sie stand im Ortskern nahe der Kirche. Dieser Standort ist schon für das Jahr 1766 beurkundet, was nicht ausschließt, daß es hier schon vorher eine Säge gab (vgl. dazu H. Irslinger, Hochgangsäge Unterkirnach – Bauaufnahme. VS-Mühlhausen 1981). Als Eigentümer wird im Jahre 1766 Joseph Beha genannt. Die Säge bleibt nun weiterhin im Besitz der Familie Beha; der letzte Eigentümer war der im Jahre 1907 geborene Otto Beha. Bis zum Jahre 1952 betrieb er die Säge mit Wasserkraft, danach mit einem Elektromotor mit einer Nennleistung von 15 kW. Im Jahre 1979 wird der Sägebetrieb eingestellt.

Die Gemeinde erwarb die Säge bereits im Jahre 1977 von Otto Beha, um die Voraussetzungen für eine neue Straßenbaumaßnahme zu schaffen. Durch Vermittlung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, gelangte sie in den Besitz des Freilichtmuseums Neuhausen.

Gebäude: Zum Verarbeiten der langen Baumstämme benötigte man für die Sägen lange und schmale Gebäude. In der Regel waren sie im Schwarzwald etwa 18 m lang; über einem Steinsockel erhob sich dabei das aus Holz bestehende Sägebäude.

Das Dachtragwerk besteht bei der Säge des Behlishofes aus fünf Spitzbindern, die mit ihren Pfetten je zwei Feldsparren stützen. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt. In Abbildung 1 ist die Säge von der Wasserradseite her wiedergegeben.

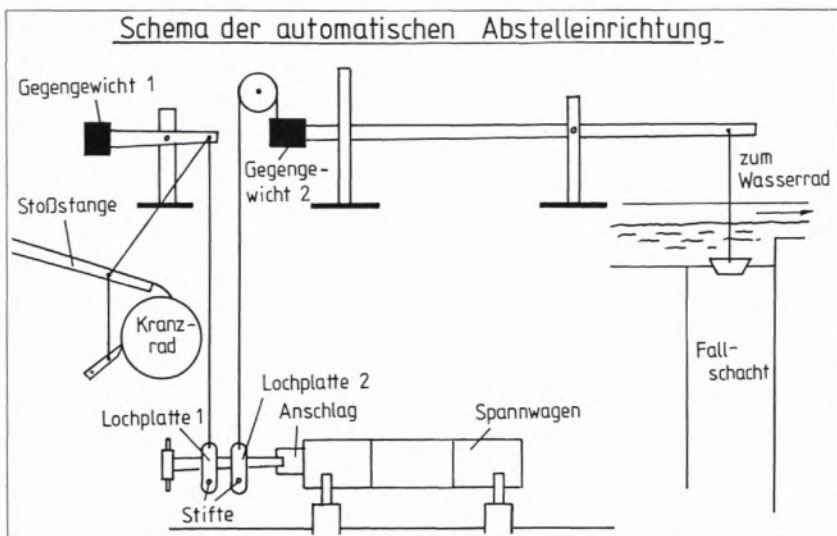
Technische Einrichtung: Im Gegensatz zu den Klopfsägen handelt es sich bei der Säge des Behlishofes um eine Kurbelsäge. Da das Gatter von der Kurbelwelle nur über eine Stelze angetrieben wird, trägt diese Sägenart die Bezeichnung „Einstelzer“. Man baute sie im Schwarzwald etwa bis zum Jahre 1865, danach setzte sich mehr und mehr der „Zweistelzer“ durch.

Das Wasserrad ist in Abbildung 2 wiedergegeben. Da vom ursprünglichen Wasserrad kaum noch etwas vorhanden war, mußte es rekonstruiert werden. Es hat einen Durchmesser von 5,50 m, einen Nennwasserdurchsatz von 100 l/s, eine Nenndrehzahl von 4,86 Umdrehungen je Minute und eine Nennleistung von 3,8 kW.

Bei den Sägen wie auch bei den Mühlen ersetzte man durch Verschleiß unbrauchbar gewordene Teile immer durch neuere und weiterentwickelte. Man findet daher bei der Säge des Behlishofes nur wenige Bauelemente, die um das Jahr 1766 in Sägen üblich waren, wie das hölzerne Stirnrad, den Wagen und das Gatter mit Antrieb durch eine Stelze.

Ursprünglich trieb das Stirnrad über ein Stockrad (Kolben) unmittelbar die Kurbelwelle an. Um das Jahr 1900 ersetzte man die Holzwellen durch Eisenwellen und fügte noch eine zweite Getriebestufe mit eisernen Zahn-

◀ 4 VORSCHUBEINRICHTUNG der Säge.



5 SCHEMA der automatischen Abstell-einrichtung der Säge.

rädern sowie eine dritte Stufe mit einem Riementrieb hinzu (Abb. 3). Damit entstand eine Gesamtübersetzung von 1:37. Auf eine Wasserradumdrehung entfallen damit 37 Kurbelwellenumdrehungen. Bei einer Nenndrehzahl des Wasserrades von 4,86 Umdrehungen je Minute ließen sich so 180 Sägehübe je Minute erreichen.

Beim Sägen muß der Sägeblock beständig in Richtung auf die Säge geschoben werden. Dies besorgt eine selbsttätige Vorschubeinrichtung (Abb. 4). Das Vorschieben des Wagens geschieht beim Heben des Gatters. Dabei dreht sich die Schiebewelle nach links, und die Kulisse schiebt die Stoßstange nach rechts. Sie dreht das Kranzrad und dieses über ein Zwischenrad das Setzrad. Auf der Setzradwelle sitzt ein Ritzel, das in die Zahnstange des Spannwagens eingreift und diesen nach rechts schiebt.

Wie Abbildung 5 zeigt, wird die Säge am Ende eines Sägeschnitts durch eine automatische Abstell-einrichtung stillgesetzt. Dazu befindet sich am Spannwagen ein Anschlag, der die Lochplatten 1 und 2 von ihren Stiften drückt. Damit werden die Gegengewichte 1 und 2 wirksam. Das Gegengewicht 1 unterbricht den Vorschub, während das Gegengewicht 2 das Wasserrad vom Wasserzustrom trennt; das Wasser strömt dann schon vor Erreichen des Wasserrades über den Fall-schacht ab.

6 GETREIDEMÜHLE des Hochbronner Hofes auf dem Gelände des Freilichtmuseums.



Die Getreidemühle vom Hochbronner Hof bei Peterzell

Geschichte: Zwischen St. Georgen und Peterzell liegt ein kleines Tal mit Namen Harzloch. In seiner Mitte befindet sich der Hochbronner Hof. Zu ihm gehörte eine Bauernmühle, die nur das Getreide für den Eigenbedarf des Hofes mahlte. Einen professionellen Müller gab es hier wie bei allen Bauernmühlen nicht; das Mahlen besorgte der Bauer oder einer seiner Knechte.

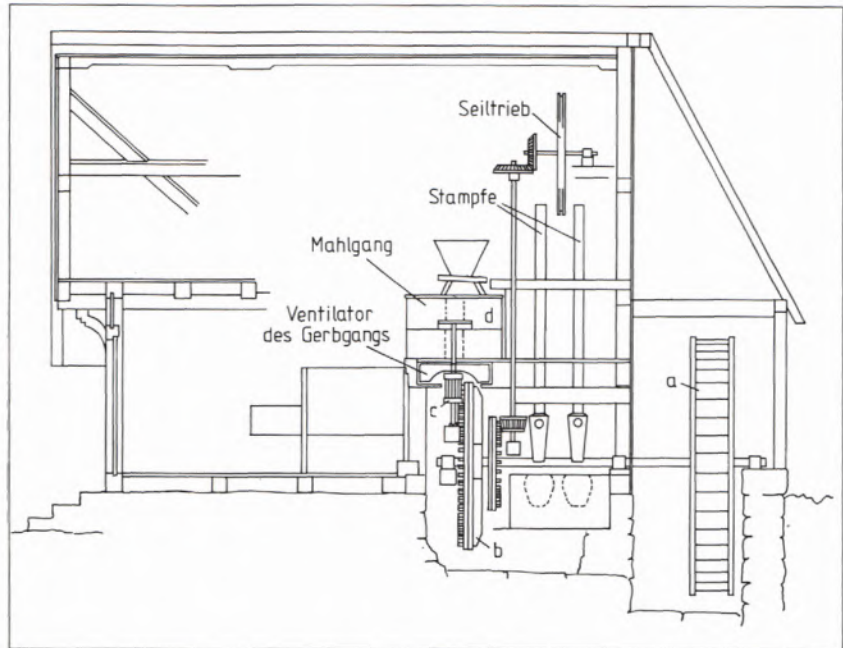
In einem Lagerbuch aus dem Jahre 1687 findet sich erstmals eine Mühle bei Hochbronnen. Die nun im Freilichtmuseum aufgestellte Mühle wurde nach einer Inschrift über der Tür im Jahre 1767 erbaut. Als Erbauer ist ARF angegeben, vermutlich heißt dies „Andreas Rosenfelder“.

Das Wasserrad wurde vom Harzerbächle angetrieben, das im Sommer und Winter Wasser führte. Der Wasserdurchsatz reichte nicht aus, um die Mühle unmittelbar zu betreiben. Es mußte erst in zwei Spannweihern mit 7 Ar Wasserfläche aufgestaut werden. Das Mahlen konnte erst beginnen, wenn sich in den Weihern genügend Wasser angesammelt hatte.

Gebäude: In Abbildung 6 ist die gegenüber dem Wasserrad angeordnete Eingangsseite der Mühle wiedergegeben. Die Mühle ist ein Holzbau, der auf einem steinernen Fundament steht. Das Säulengerüst ist unten mit starken Holzbohlen (Federschwellen) ausgefacht, darüber befinden sich senkrechte Bretter (Flecklinge) zwischen stabilisierenden Pfosten. Das Innere ist bis zum Dach hin offen, um für das Beschütten des Mahlwerks genügend Kopfhöhe zu erhalten. In diesem Sinne ist das Dachtragwerk mit Spitzbindern ausgeführt, die im Dach genügend Freiraum belassen. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt.

Mahlwerk: Die technische Einrichtung ist in Abbildung 7 wiedergegeben. Danach treibt das Wasserrad a mit einem Durchmesser von 3,40 m über eine eiserne Welle das innerhalb der Mühle befindliche Kammrad b an. Es überträgt seine Kraft auf das Stockrad c, das eine lotrechte eiserne Welle hat. Diese Welle nennt man Mühleisen. Es trägt oben den Läuferstein d, der mit etwa 150 Umdrehungen je Minute umläuft. Das aufgeschüttete Getreide wird zwischen den beiden Mühlsteinen, dem unteren feststehenden Bodenstein und dem oberen umlaufenden Läuferstein, zerkleinert und fällt in einen im Bild nicht wiedergegebenen, waagrecht

7 SCHNITT durch die Getreidemühle.



hängenden Beutel, den ein Klopstock beständig schlägt. Dabei tritt das Mehl durch die Beutelgaze in den Mehlkasten, während Kleie und Grieß (körniges Mehl) den Beutel am Ausgang verlassen. In der Regel schüttete der Bauer Kleie und Grieß mehrfach wieder auf; damit wurde auch die Kleie mit pulverisiert. Es entstand ein kräftiges Mehl, aus dem man die runden Bauernbrote buk.

Das aus dem Beutelmund tretende Gemisch aus Kleie und Grieß ließ sich noch auf ein Schüttelsieb bringen, das man Abredder nannte. Es trennte die gröbere Kleie vom feineren Grieß. Durch das Entfernen der Kleie ließ sich ein weißeres Mehl erhalten.

Gerbgang: Beim Dreschen liefern die Getreidearten Dinkel und Hafer nicht das blanke Korn. Das nötige Entfernen der Schale (Spelz) besorgte der Gerbgang. Zum Gerben wird der Abstand der Mahlflächen der Mühlsteine (Mahlpalt) auf etwa 3 mm gebracht. Beim Getreide wird somit nur die Schale angerissen, so daß sie sich leicht vom Korn löst. Es verbleibt ein Gemisch aus Kernen und Schalen. Unter den Mühlsteinen sind nun auf dem Mühleisen Ventilatorflügel angebracht, die einen waagerechten Luftstrom erzeugen. Durch ihn fällt das genannte Gemisch. Während der Luftstrom die Schalen (Spelzen) mitnimmt, fallen die Kerne in den darunter angeordneten Kernkasten.

Stampfe: Die Stampfe besteht aus zwei Stabstößeln, die in die Mulden eines Steintroges fallen. Über Lupfarme, die sich auf der Mühlradwelle befinden, werden die beiden Stabstößel nacheinander angehoben. Vornehmlich wurde mit der Stampfe Gerste enthülst, aus der sich die Gerstensuppe bereiten ließ.

Beim Bleuen von Hanf wurde eine Holzplatte auf den Steintrog gelegt. Die Stößel zerquetschten dabei die Hanfstengel und lösten damit die brüchigen Holzteile von der Faser.

Seiltrieb: Auf der Wasserradwelle befindet sich noch ein zweites Kammrad (vgl. Abb. 7), das über eine nach oben führende Königswelle eine unter dem Dach befindliche Seilscheibe antreibt. Von ihr führte ein umgelegtes Endlosseil zu einer weiteren Seilscheibe, die sich im Dachgeschoß des Bauernhofes befand. Über den Seiltrieb konnte das Wasserrad der Mühle eine Futerschneidmaschine oder eine Dreschmaschine auf dem Dachstuhl des Bauernhofes antreiben.

Alter der Mühlenbauelemente: Auch bei der Mühle wurden durch Verschleiß unbrauchbar gewordene Bauteile immer wieder durch neue und verbesserte ersetzt. Insofern besteht die Mühle aus einer Vielzahl von Bauelementen, die unterschiedlichen Baujahren angehören. Einem sehr schnellen Wechsel unterlag das Wasserrad, das alle 10 bis 15 Jahre zu erneuern war. Bei der Mühle des Hochbronner Hofes stammen vermutlich das Gebäude und das Biet noch aus dem Jahre 1767. Es ist anzunehmen, daß zu dieser Zeit auch schon der Gerbgang vorhanden war. Um das Jahr 1890 gab es bei der Mühle wesentliche Veränderungen. So wurde um diese Zeit der hölzerne Wellbaum durch eine Eisenwelle ersetzt. Bei dieser Maßnahme wurde wohl gleichzeitig der Seiltrieb eingebaut.

*Dr.-Ing. Herbert Jüttemann
Waldenburger Str. 12 a
7500 Karlsruhe-Waldstadt*

Personalia

Dr. Hans Huth im Ruhestand

Dr. Karl Johann – genannt Hans – Huth ging Ende März 1989 in den Ruhestand. Damit scheidet der letzte Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes aus, dessen Wirken bis in die Anfänge des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Karlsruhe unter der Leitung von Prof. Dr. Emil Lacroix zurückreicht. Huth wurde 1927 in Worms geboren, studierte in Darmstadt Architektur und in Heidelberg Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Geschichte, um dort mit einer Dissertation über die romanische Basilika zu Bechtheim bei Worms zu promovieren. Noch ehe er 1958 zum Amt für Denkmalpflege nach Karlsruhe kam, hatte Huth sich durch kunsthistorische und bauforscherische Arbeiten insbesondere am Dom zu Speyer und an der Vorkirche des Klosters Lorsch einen Namen gemacht. Hauptbeschäftigung beim Denkmalamt war zunächst das Überprüfen und Neuschreiben von Inventartexten. Daneben waren auch konservatorische Aufgaben zu erledigen, wovon unter anderem eine Reihe von Beiträgen Huths im Nachrichtenblatt Zeugnis ablegen. An Inventaren erschien 1963 „Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt“. 1967 folgte der Band „Die Kunstdenkmäler des Landkreises Mannheim“ (ohne Stadt Schwetzingen), 1982 das voluminöse zweibändige Werk „Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim“. Gerade das letztgenannte Inventar ist in zweifacher Hinsicht besonders bemerkenswert: Zum einen war das Problem zu lösen, einen im Krieg so stark zerstörten Stadtkern angemessen darzustellen, wobei die Behandlung vieler nicht mehr vorhandener Bauten nötig wurde. Zum anderen wurde hier der Versuch gemacht, den riesigen erhaltenen Bestand des endenden 19. und des frühen 20. Jahrhunderts in ein Großinventar aufzunehmen. Beides war in diesem Umfang für die Inventarschreibung ein Novum, das große Beachtung fand.

1981 nahm Huth zusätzlich die Arbeit an der Erstellung von Kulturdenkmallisten auf – eine Herausforderung, die er mit dem ihn auszeichnenden breiten Fachwissen und durch die Erfahrung geschulter Präzision annahm. In den

vergangenen 8 Jahren konnten von ihm die Listen für die Stadtkreise Baden-Baden und Mannheim sowie des größten Teils des Rhein-Neckar-Kreises übergeben werden.

Mit Hans Huth ging nicht nur ein vorbildlich kompetenter, sondern auch ein sehr hilfsbereiter und humorvoller Kollege in den Ruhestand. Seine breitgefächerten Interessen, Landesgeschichte und Technikgeschichte, nicht zuletzt seine Leidenschaft für Modelleisenbahnen werden ihn auch künftig „in Fahrt“ halten. *Volker Osteneck*

Dr. Lothar Merkelbach im Ruhestand

Ende Juni 1988 schied Dr. Lothar Merkelbach altershalber aus dem Dienst des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg aus. Beinahe 27 Jahre war er in der Tübinger Dienststelle des Amtes tätig. Die rege Wiederaufbauphase der späten 50er Jahre hatte nur allzu deutlich werden lassen, daß die vielfältigen Aufgaben der Baudenkmalpflege nicht länger durch einen (!) Beamten wahrgenommen werden konnten. Der Eintritt von Dr. Merkelbach in das Amt bedeutete daher eine heute kaum mehr vorstellbare Entlastung. Für die nächsten 10 Jahre betreute er das damals noch zum Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern gehörende Gebiet des Schwarzwaldes mit den Kreisen Calw, Freudenstadt, Horb, Rottweil, Tuttlingen und Tübingen. Daneben bildete sich alsbald ein weiterer Schwerpunkt mit der Durchführung von Kirchengrabungen, die im Zuge von Heizungseinbauten notwendig wurden, wie z. B. in der Remigiuskirche zu Nagold und in den Pfarrkirchen von Dunningen, Ebhausen und Gächingen.

Schon vor der Verwaltungsreform erwies es sich als notwendig, die umfangreicher und komplexer gewordenen Aufgaben der Planungsberatung und Planungsbearbeitung von den Aufgaben der unmittelbaren Objektbetreuung zu trennen. Dr. Merkelbach übernahm dieses Aufgabengebiet, das neben der eigenständigen denkmalpflegerischen Beurteilung der Planungen auch die

Einbeziehung der Belange der Archäologischen Denkmalpflege erforderte. Er betreute dieses Sachgebiet bis zu seiner Pensionierung, war daneben gelegentlich auch immer wieder als Baudenkmalpfleger tätig, wie z. B. im Kreis Reutlingen und zuletzt im südlichen Alb-Donau-Kreis, aber auch in besonders gelagerten Einzelfällen.

Dr. Merkelbach ging es stets um die Sache. Er verstand es, zuzuhören und zwischen den Zielen der Baudenkmalpflege und den Vorstellungen des Denkmaleigentümers vernünftige Kompromisse herbeizuführen, wo immer dies aus fachlicher Sicht vertretbar erschien. Dabei kam ihm seine Fähigkeit, neue Nutzungen oder Planungen abzustimmen auf die jeweiligen Bedingungen des Baudenkmales, besonders zu staten. Den Nachweis, daß die Kulturdenkmale entgegen der Auffassung manches Architekten und Bauherren durchaus geeignet sind, den Aufgaben der Gegenwart zu genügen, hat er oft erbracht, – am eindrücklichsten und erfolgreichsten beim Neuen Schloß in Hechingen, das ohne seine nachhaltige und engagierte Bemühung kaum vor dem fast schon beschlossenen Abbruch hätte gerettet werden können.

Schon vor seiner denkmalpflegerischen Tätigkeit hatte Dr. Merkelbach als am Wiederaufbau manches Augsburger Baudenkmales beteiligter Architekt die „Nöte“ des am Denkmal tätigen Architekten erfahren können. Dieses Verständnis für den freiberuflichen Partner des Denkmalpflegers prägte auch seine dienstliche Tätigkeit. Auch als Mitglied der Architektenkammer versuchte er, zwischen den Aufgaben des „Bewahrers“ und des „Gestalters“ immer wieder Brücken zu bauen, das gegenseitige Verständnis zu fördern und Konfrontationen vorzubeugen. Sein Dialog mit dem Architekten C. H. Frowein anläßlich der Rathäuserweiterung in Biberach (s. „Der Architekt“, 11/1985 und 11/1986) legt davon ein beredtes Zeugnis ab.

Sein Aufgabengebiet nimmt seit dem 1. 3. 1989 Dipl.-Ing. Volker Caesar wahr, der nach mehrjähriger Tätigkeit am Westfälischen Amt für Denkmalpflege in Münster an die Außenstelle Tübingen überwechselte. *Hubert Krins*



Rüdiger Krause

Archäologische Denkmalpflege
Dienststelle Stuttgart

In der Archäologischen Denkmalpflege ist mit Dr. Rüdiger Krause seit dem 1. 6. 1987 ein weiterer Mitarbeiter für den Regierungsbezirk Stuttgart tätig, der schon als Schüler und Student eng mit den Aufgaben und Forschungen der heimischen Archäologie verbunden war.

Rüdiger Krause wurde 1958 in Bagdad/Irak geboren, wo der frühe Kontakt mit großen archäologischen Stätten wie Babylon vielleicht schon seinen weiteren Werdegang prägte. Bereits als Schüler wurde er ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes, nahm an zahlreichen Ausgrabungen teil und begann 1978 mit dem Studium der Vor- und Frühgeschichte, Geologie und Anthropologie in Tübingen, später in München. In Tübingen schloß er sein Studium mit einer Magisterarbeit über das römische Kastell in Murrhardt ab, 1986 promovierte er in Tübingen mit einem Thema über die endneolithischen und frühbronzezeitlichen Gräber von Singen am Hohentwiel. Während des Studiums führten ihn zwei Grabungsaufenthalte zurück in den Vorderen Orient, in den Irak und nach Jordanien. Durch ein vom Deutschen Archäologischen Institut verliehenes Reisestipendium konnte er während einer dreivierteljährigen Reise seine Interessen an der Archäologie in den Ländern der Iberischen Halbinsel, Nordafrikas und des Vorderen Orients vertiefen.

Heute widmet sich Rüdiger Krause den Aufgaben der Landesarchäologie in Baden-Württemberg und führt im Regierungsbezirk Stuttgart zahlreiche Grabungen durch. Als Grundlage seiner Arbeit betrachtet er auch als unabdingbar den engen Kontakt zu den ehrenamtlichen Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt er sich mit Fragen der frühen Metallurgie während des jüngeren Neolithikums und der frühen Bronzezeit und ihrer Einflüsse auf die Entwicklung der Gesellschaftsstrukturen.

Buchbesprechungen

Heinfried Wischermann: Romanik in Baden-Württemberg. *Fotos von Joachim Feist und Peter Fuchs, Konrad-Theiss-Verlag, Stuttgart 1987.*

Thomas Ludwig: Das Romanische Haus in Seligenstadt. *Konrad-Theiss-Verlag, Stuttgart 1987.*

Die Zeugnisse eines ganzen Baustils innerhalb der heutigen Grenzen eines Bundeslandes schlüssig darzustellen, mag als Verlagsprogramm nützlich und sinnvoll erscheinen. Vom Verfasser verlangt es zunächst viel Unbefangenheit und umfassende Materialkenntnis. Versteht man das vorliegende Buch „Romanik in Baden-Württemberg“ als schön aufgemachten, kommentierten Bildband, wird Kritik fehl am Platz sein. Nimmt man aber die knappe Einführung und besonders das Baudenkmalerverzeichnis wie einen Katalogteil ernst, muß diese fleißige und materialreiche Zusammenstellung eingehender gewürdigt werden.

Es fällt auf, daß sich wie bei den früher erschienenen Bänden Hessen und Bayern „Romanik“ hauptsächlich mit Architektur zeigen läßt, auf Zeugnisse der Plastik und Malerei, des Kunsthandwerks und der Kleinkünste aber nicht verzichtet werden sollte. Ebenso bliebe die Stilperiode unerklärt, wenn auf die Vorgängerbauten nicht eingegangen würde, oder das Ende und die folgende Periode keine merkbare Zäsur bekämen. Auf den historischen Hintergrund in politisch-kirchlicher Sicht kann ebensowenig verzichtet werden wie auf die Nennung einst vorhandener, nicht mehr existenter Bauten. Bauprogramme und -gruppierungen, Stilabläufe und Funktionswandel, Großbauten und Baukomplexe sind ebenso intensiv zu erörtern wie Bauteile und Raumfolgen, Details der Bauplastik, die Symbolik. Auf Grenzüberschreitungen bei so willkürlich gewählten Landesgrenzen ist selbstverständlich nicht zu verzichten. Man sieht, eine Fülle von Themen und Wünschen, die sich an ein so umfassend formuliertes Buch richten. Für den Bauhistoriker kommt hinzu der Wunsch nach ausreichender Dokumentation und richtigen Plänen, für den Denkmalpfleger besonders das Problem des heutigen Zustandes und der Überlieferung dieser Bauten, alles unstrittig Denkmä-

ler von z. T. mehr als landschaftsgebundenem Rang, wenn auch die großen Dome außerhalb des Landes liegen.

Vergleichbares gab es bisher nicht. Man mußte sich mit den Bildbänden von Hans Christ (1925) oder Emil Bock (1958/73), mit Teilbereichsarbeiten wie Adolf Mettler (1927), Josef Hecht (1928), Wolf-Bernhard Hofmann (1950) oder Albert Knoepfli (1961) zufriedengeben. Erst Begleitarbeiten zur Stauferausstellung 1977 wie das Büchlein von Ernst Adam brachten neue Überblicke und Raffungen. Daneben vertiefte sich das Wissen um die vorromanischen Bauten erheblich durch Grabungen der Mittelalter-Archäologie im Denkmalamt und Zusammenfassungen wie die vorromanischen Kirchenbauten 1966/71, an dessen Ergänzungsband im Zentralinstitut für Kunstgeschichte, München, gearbeitet wird.

Im neuen Romanikbuch bringt der einführende Textteil nicht Landesteile oder Stilperioden, Baugruppen oder soziale Auftraggeberschichten, sondern, wie seit einiger Zeit in der Kunstgeschichte üblich, Herrscherhausfolgen als Ordnungsprinzip. So werden von der merowingischen bis zur staufischen Periode die politische Geschichte und dazu fast ausschließlich Kirchen- und Klosterbauten abgehandelt, unter Inkaufnahme von mehrmaliger Nennung eines Ortes, an dem – wie häufig – eine Kirche die andere abgelöst hat; dies bis zu fünfmal am selben Platz (Esslingen, Reichenau-Mittelzell, Schuttern usw.). Dem Text sind Grundrisse ergrabener und bestehender Bauten beigegeben. Nach einem umfangreichen Bildtafelteil folgen katalogmäßig im Ortsalphabet die Baudenkmalere, die eingehend beschrieben und gewürdigt werden. Dabei fällt auf, daß dem historischen und genealogischen Textteil mit seinen klangvollen Kapitelüberschriften die sächliche Grundlage eigentlich entzogen ist. Der gewiß trockenere und rudimentärere profane Teil fehlt fast gänzlich, die Burg- und Stadellemente als wichtigste Belege für Herrschafts- und Auftraggeberschicht sind (aus Platzmangel?) fast völlig untergegangen. So wären die Rundtürme von Besigheim als Belege früher badischer Herrschaft mehr als beredt, könnten Burgen (Neip-

perg, Steinsberg, Krautheim usw.), Stadttore (Rottweil, Villingen) oder Wohnbauten (Konstanz, Schwäbisch Hall, Bad Wimpfen) einiges von dem sichtbar machen, was Herrschaft und Leben in der „Romanik“ auch bedeutete.

Für die vorromanische Zeit referiert der Verfasser überwiegend Literatur. Da es kaum vorromanische Räume zu fotografieren gibt, ist man auf Grundrisse, evtl. Rekonstruktionen angewiesen. Konsequenter enthält sich der Band aller Aufrisse, gesicherter (was zu bedauern ist) wie hypothetischer (was richtig ist). Allerdings sind bei der Auswahl der Grundrisse nicht unerhebliche Mängel zu konstatieren. Der Wechsel in den Maßstäben (von 1:100 bzw. 1:400 im Katalog bis 1:666) macht den Vergleich mühsam, wenn nicht unmöglich. Die Periodisierung wird unterschiedlich gekennzeichnet und nur einmal erläutert. Hier hätte die Zeichenweise des Zentralinstituts für Kunstgeschichte gering modifiziert übernommen werden können. So wären Ungereimtheiten wie bei der Säckinger Münsterkrypta (S. 17,6) oder Schuttern (S. 13,3, 17,3 und 266) erspart geblieben. Die Konsequenz, mit der auf S. 17 die Signatur älterer und jüngerer Perioden vertauscht (1, 2,7), Befund und Rekonstruktion fälschlich suggeriert wird (3,5), auf S. 23 Rekonstruktion (3,4) und Bauaufmaß (1) gleichlautend behandelt werden, macht die gute Absicht der exemplarischen Vergleichbarkeit zunichte. Oberlenningen hätte man nicht unbedingt zur Pfeilerbasilika machen müssen oder St. Blasien II und Weingarten. Daß der Ellwanger Grundriß bei den salischen Bauten erscheint oder der Bronnbacher wölbungslos, sind weitere Ungereimtheiten. Das gilt auch für die sonst so hilfreichen Situationspläne im „Katalog“, die hier, dem Diktat der Spaltenbreite angepaßt, maßstablos oder wechselnd im Maßstab werden.

Bei den Abbildungen entdeckt man neben bereits aus Bild- und Kunstbänden Bekanntem auch eindrucksvoll groß und neu Fotografiertes. Freilich wird man über die wundersame Verdoppelung des Freudenstädter Leseputls erstaunt sein, einiges für überflüssig halten (Abbildung 158, 159, S. 272 und 303), einiges vermissen (Gewandfiguren von Petershausen, fast alle Burgen und Profanbauten). Die schwierige Auswahl der Abbildungen wird stets eine Frage der Akzentsetzung sein. Es ist sicher wichtig, an alte Kirchenschätze wie St. Trupert zu erinnern, und man muß dabei bis nach New York gehen. St. Paul im Lavanttal als Bergeort für St. Blasianer Schätze ist nicht nur wegen des S. 306 genannten und farbig abgebildeten Adelheid-Kreuzes wichtig, sondern auch wegen Bronzekruzifix und Elfenbeinplatte, romanischer Kasel und Pluviale, Sakramentare und Glosare. Das gilt aber noch für zahlreiche Kunstgegenstände in Museen und Bi-

bliotheken, seien sie auf baden-württembergischem oder „ausländischem“ Boden, die zur Romanik gehören.

Farbigkeit und Fassung von Figuren sind ein eigenes Kapitel. Bei einigen Beispielen der Holzplastik wird die veränderte (Abb. 38, 187) oder geschundene Oberfläche (Abb. 14, 23, 185) schmerzhaft bewußt. Das gilt auch für so manchen „restaurierten“ Bau. Hier hält sich der Autor im Urteil zurück oder läßt die Bilder sprechen. Nicht nur Auswechslungen und Ergänzungen des 19. Jahrhunderts, sondern auch jüngere Überarbeitungen sprechen eine beredte Sprache und lassen originale Romanik kaum noch ahnen. Geschundene Quaderoberflächen (Brenz, Abb. 134/135), abgehäutete Bruchsteinmauern (Oberstenfeld/St. Peter, Abb. 163, Bad Wimpfen i. T., Abb. 88, Ladenburg, Abb. 81) oder Neuschöpfungen durch Auswechslung (Schwäbisch Gmünd, St. Johannis, Abb. 136/137, Murrhardt, Walterichskapelle, Abb., 143, Faurndau, Abb. 147) wären in einem Kapitel der Romeromantisierung bzw. der Restaurierung durchaus darstellenswert gewesen. So kommt dieser Teil der Romanik-Rezeption im späten 19. Jahrhundert bzw. in den 60er und 70er Jahren unseres Jahrhunderts allzu unreflektiert davon. Daß sich unser Verständnis für alte Putze und Tünchen durch neues Wissen gründlich verändert hat, ist seit den folgenreichen Untersuchungen in Denkendorf, Schwarzach, Maulbronn und zuletzt Bronnbach klar geworden. Neben der konservierenden Aufgabe von Putz und Tünche bedeutet z. B. die Wiedergewinnung von Quadermalereien, die das Steinfugennetz negieren oder nur annähernd nachziehen, einen Bewußtseinswandel, dessen Nachvollzug vielen Fetischisten der Steinsichtigkeit immer noch schwerfällt.

Hilfreich sind die um Vollständigkeit bemühten Literaturangaben. Es wäre verwunderlich, wenn bei ihrer Fülle keine Nachträge zu liefern wären. So hätte auf die durchweg mit Verfassernamen genannten, recht unterschiedlich brauchbaren kleinen Kirchenführer verzichtet werden können, während z. B. der Hinweis auf das Kunstdenkmäler-Inventar von Georg Himmelheber, ehem. Oberamt Künzelsau 1962, das die Nachweise zu Schöntal oder Niedernhall bringt, fehlt. So hätten die wesentlichen Beiträge von Konrad Hecht zu Ellwangen und Neresheim nicht mit der Sammelschrift anonym zitiert werden müssen. Es fehlt die Rekonstruktion des Figurenportals zu Petershausen von Randi Sigg-Gilstad (SchrrVG Bodensee 102, 1984) oder der Beitrag von Fritz Arens zur Sechseckkapelle auf der Großkomburg (Württ.-Franken 65, 1981). Das mindert nur wenig den Wert dieser erstmaligen Zusammenstellung romanischer Kirchenbauten in Baden-Württemberg. Freilich wird künftig sowohl auf der Grundlage gründlicher Monographien als auch im Fortschreiben des

derzeitigen allgemeinen Wissensstandes über die Materialnennung hinaus weiterzuarbeiten sein. Dazu sind Kunstgeschichte, Archäologie, Bauforschung wie die Denkmalpflege gleichermaßen aufgefordert.

Ein einziges Haus, das **Romanische Haus in Seligenstadt**, ist Gegenstand des umfangreichen Bauforschungsberichts von Thomas Ludwig, zugleich Dissertation an der Technischen Hochschule Darmstadt. Das Buch ist zwar mit Blick auf andere romanische Bauten geschrieben, aber im Mittelpunkt steht die Baugeschichte, d. h. Entstehungs- und Veränderungsgeschichte eines kleinen Seligenstädter Hauses. Man möchte es als Glücksfall bezeichnen, daß es immerhin vier Jahre untersucht und wiederhergestellt werden konnte, und daß so prompt der abschließende Bericht vorgelegt wurde. Es handelt sich um ein zweigeschossiges Satteldachhaus, ausgezeichnet durch unverschiebbare Bögen an der Hofseite und Biforien im Obergeschoß, durch einen Zierkamin und die ungewohnte Verwendung von Backsteinen. Die Arbeit gliedert sich in zwei bzw. drei Hauptteile. Eine ausführliche Befundbeschreibung, gestützt auf 24 Aufmaßzeichnungen und zahlreiche Fotos in einem Dokumentationsteil, dann als Ergebnis der Bauforschung eine Abhandlung des „Ur“-Bauvorgangs. Dieses Kapitel wird erweitert durch Vergleichsmaterial anderer Bauten, deutlich abgesetzt in Petit als Literaturverarbeitung. Es folgen kürzere Kapitel zur Datierung – als dendrochronologisch gewonnenes Baudatum kann 1186/87 gelten –, zur Nutzung, zu den Umbauten im 13., 16., 18. Jahrhundert und 1970 sowie zur Restaurierung 1982/83. Für eilige Leser gibt es eine Zusammenfassung der Untersuchungs- und Restaurierungsergebnisse vorweg. Ein Anhang mit Verzeichnis der verglichenen Steinhäuser, einiger Großbauten und erhaltener Dachwerke vervollständigen den Anmerkungs- und Literaturteil.

Akribisch wird die Befundbeschreibung geliefert, wie sie bei Beginn der Arbeit und dann bei fortschreitender Untersuchung möglich wurde. Mit der exakten Bauaufnahme im Maßstab 1:20, umgezeichnet und durch Bauausscheidung periodisiert dargestellt im Maßstab 1:100, mit einläßlichen Beschreibungen und Einordnungen der späteren Umbauten wird das Material archäologisch getreu vorgelegt, wie man es sich für solche wertvolle Baurudimente nur wünschen mag. Das Kapitel mit den „Ergebnissen der Untersuchungen“ wurde kurzweilig und materialreich umfunktioniert zu einem Nachvollzug des Bauvorgangs an diesem romanischen Haus.

Hier ist Gelegenheit, die Einzelbefunde interpretierend in den allgemeinen Ablauf des Baugeschehens zu stellen und mit Baustellenzeichnungen zu veran-

schaulichen. Walter Haas hat einmal zu David Macaulays „Sie bauten eine Kathedrale“, 1974, angemerkt, Bauvorgänge so prägnant aufbereitet machten das Buch für Kenner und Liebhaber gleichermaßen unverzichtbar. Fast möchte man das auch bereits von Ludwigs Buch sagen. Sicher wird man über einige Details des Dargestellten streiten mögen. Sicher ist einiges zu schön, vielleicht etwas allzu „rückblickend“ konstruiert geraten. Der Informationswert solcher Illustration bleibt dennoch nicht nur für den Laien und auch wenn man bereits alles (vermeintlich) schon weiß, unbestritten. Warum die Vorstellung der Kapitellbruchstücke in das Kapitel „Ergebnisse“ geriet, mag an der Wichtigkeit dieser datierenden Details liegen. Immerhin können die bekannten Querverbindungen zur Gelnhausener Pfalz, zu Wormser Kirchen und besonders zum Dom einerseits, zur Aschaffenburg-Stiftskirche andererseits, gestützt durch die Dendrochronologie, noch besser abgesichert werden.

Eher in Skepsis bestärkt wird man bei den zum Vergleich herangezogenen Hausbeispielen, die recht unterschiedlich erforscht zwar für Details brauchbare Materialverbreiterung liefern, aber in ihrer Einordnung doch manchmal monographische Bearbeitung stark vermissen lassen. Das ist insgesamt ein Problem der Forschungslage: Ludwig spricht von 200 bis 300 in der Bundesrepublik bekannt gewordenen romanischen Steinhäusern, wie zuletzt durch den Katalog von Anita Wiedenau, Tübingen 1984, zusammenzustellen versucht wurde. Aber vertieft man sich in das Einzelbeispiel, werden gravierende Mängel in der Erforschung so manchen Hauses spürbar. Für Typendarstellung und Stadtüberbauungsbehauptungen, für differenzierte Nutzungsfragen und alle anderen Systematisierungsversuche ist der Wissensfundus noch entschieden zu klein. Bereits an Seligenstadt selbst wird das deutlich: In Figur 7 mit dem Katasterplanausschnitt sind weitere vier bis sechs Steinhäuser kartiert, von denen nicht viel bekannt zu sein scheint.

Auch die Sicherheit, mit der in mittelalterlichen Großstädten romanische Hausgruppen postuliert werden, ist relativ: Eine Kennzeichnung der abgegangenen Bauten entzöge sich der bauhistorischen Nachprüfung, alle nicht erforschten bestehenden Bauten sind aber wie bekannt für Überraschungen gut. Erst die kritische Sichtung des Überlieferten kann eine breitere Basis und differenziertere zeitliche, typologische, funktionale Einordnungsmöglichkeit geben. Die Bemerkungen zum Seligenstädter Haus enthalten sich wohlthuend aller zu weit gehenden Schlußfolgerungen. Mit aller Vorsicht wird etwa die Benennung als Vogtshaus in Vorschlag gebracht (S. 103), zumal sich zur Bauzeit des Hauses Seligenstadt in kaiserlichem Besitz befand. Auch wenn eine staufische „Bauschule“ entschieden

abgelehnt wird, bleibt die Behauptung bestehen, daß die Stauferzeit, von ungeheurer Baulust geprägt, der Landschaft ein neues Kleid von Kirchen, Burgen, Pfalzen und Städten aufgelegt habe. Dies ist trotz aller Total- und Teilverluste, trotz entstellender Umbauten und Ersatzmaßnahmen immer noch gut zu belegen, auch und gerade bei dem heftig gebeutelten Profanbau.

Damit ist noch eine weitere Frage im Anschluß an die Erforschung romanischer Häuser zu stellen, nämlich nach den heutigen Erhaltungspraktiken und -möglichkeiten. Die Restaurierung der Jahre 1982/83 wird am Ende des Textes kritisch abgehandelt, als die angewandte Folgerung allen vorangehenden und begleitenden Forschens. Über die Grundsatzentscheidung „Reromanisierung“ oder Belassen im Letztzustand kann im nachhinein immer wieder diskutiert werden – das Ergebnis beim heutigen Bau stellt eine Summe von Kompromissen und Folgerungen aus unterschiedlichen (Nutzungs-)Ansprüchen und Forderungen dar, wie es gewiß anderswo genauso, nur oft nicht so konsequent dokumentiert geschieht. Weitgehende Eingriffe in den Bestand waren teils unvermeidlich, teils Folge des Rückführungsanspruchs. Auch hier wird das Bemühen um nachvollziehbare Darstellung, um unbeschönigte (wo notwendig Selbst-)Kritik wohlwundert erkennbar. Ein so vielfach veränderter und jeweils brauchbar gehaltener Bau kann ja nur wieder als eine Summe von Maßnahmen (lieber erkennbare Zutaten als nicht mehr sichtbare Wegnahmen!) erscheinen.

So wird das Ergebnis der Restaurierung verglichen mit einem Palimpsest, wo Schabungen und Neubeschrieb Lesbarkeit garantieren, aber eben bestimmt vom heutigen Romanik-Verständnis. Wenn dabei nicht alles Jüngere auf der Strecke blieb und die Restaurierungsvorgänge, durch Bauforschung hervorragend vorbereitet und dokumentiert, nachvollziehbar werden und nicht wie häufig sonst im Orkus des Vergessens oder Übersehens verschwinden, sind wir wieder ein großes Stück weiter. Was will man mehr? *Richard Strobel*



Klaus Lankheit: Der kurpfälzische Hofbildhauer Paul Egell, 1691–1752. Hirmer-Verlag, München, 1988. 2 Bände, 608 Seiten, 346 Abb. und 4 Farbtafeln, 24,5 × 31 cm, Leinen.

Mit dem reich ausgestatteten Werk ist es Klaus Lankheit gelungen, eine der größten Lücken in der Erforschung der Kunst des deutschen Barock trefflich zu schließen. Systematisch erarbeitet er den abwechslungsreichen Lebensweg des Meisters, der die Kunstlandschaft der Kurpfalz drei Jahrzehnte entscheidend prägte und einen letzten künstlerischen Höhepunkt für die Zeit des Absolutismus darstellt.

Paul Egell war einer der vielseitigsten Künstler des 18. Jahrhunderts überhaupt. Seine Skulpturen am Mannheimer Schloß und der dortigen Jesuitenkirche sind heute noch Zeugnis seiner Meisterschaft. Auch die wichtigsten Stuckarbeiten im Treppenhäus und Rittersaal des kurfürstlichen Residenzschlosses überstanden einigermaßen die verheerenden Zerstörungen des 2. Weltkrieges. Vieles ging aber schon viel früher zugrunde. Keiner seiner großen Altäre blieb erhalten, die er auch als Holzschnitzer begnadete Egell geschaffen hatte. Darunter auch das wichtigste Werk des Meisters außerhalb seines kurpfälzischen Wirkungsreiches, der Hildesheimer Altar.

K. Lankheit arbeitet nicht nur die künstlerischen Qualitäten des vielseitig begabten Paul Egell heraus, sondern erschließt auch das persönliche und gesellschaftliche Umfeld des Meisters, trotz der überaus schlechten Quellenlage. Weiter vermittelt er uns die Kenntnis über das Schaffen der Mitarbeiter, Schüler und Gesellen. Schließlich endet dieses Kapitel mit der Würdigung des von seinem Vater zum Nachfolger ausersehenen Sohnes Augustin Egell, der aber immer im Schatten des großen Meisters stand. Paul Egell hätte niemals die Vielzahl ausgezeichneter Werke schaffen können, hätte er nicht souverän die Techniken beherrscht. Er hatte niemals eine große Werkstatt mit vielen Mitarbeitern betrieben, sondern war mit Temperament sicherlich über das durchschnittliche Maß hinaus eigenhändig tätig, oft vom zeichnerischen Entwurf über die Bozzetti, aus Holz geschnitzt oder in Ton gebrannt, bis zur großen Figur. Dem Verfasser ist es zu danken, daß er die mit profunder wissenschaftlicher Akribie erarbeitete Lebensgeschichte Egells anschaulich und „lesbar“, in vielen Abschnitten sogar richtig spannend geschildert hat.

In den Anmerkungen finden sich lückenlos die Belege. Auch dem Literaturverzeichnis, das 12 Seiten einnimmt, ist nichts hinzuzufügen. Die Stammtafel der Pfälzer Kurfürsten erleichtert das Verständnis ebenso wie die Karte der Kurpfalz um 1750.

Der 2. Band beginnt mit dem Katalog der Bildwerke des Meisters. Von 131 Werken, meist zeitlich geordnet, sind 51 archivalisch für Egell gesichert. Für die übrigen Arbeiten begründet K. Lankheit die Urheberschaft Egells überzeugend aus stilistischen Gründen.

Die Tafeln beginnen mit den Porträts des Künstlers und der Bildnisse seiner fürstlichen Auftraggeber. Das Wohnhaus Egells ist nur durch ein Photo und die Vogelschauansicht von J. A. Baertels überliefert. Die Maske vom Portal ist erhalten, sehr wahrscheinlich von J. P. Egell erarbeitet. Dann folgen die Illustrationen zum Werk des Künstlers. Alles was schriftlich überliefert ist, bietet der Abschnitt „Dokumente“. Un-

schätzbare Dienste leisten die sorgfältig bearbeiteten Register.

Im ganzen gesehen stellt die Monographie nicht nur ein Standardwerk der kunstgeschichtlichen Barockforschung für viele Jahrzehnte dar, sondern ist auch zweifellos ein Spiegelbild des Lebenswerkes ihres Verfassers. *Hans Huth*

Literatur zum Thema Stuck – Nachtrag

Die Überblicksbesprechung „Literatur zum Thema Stuck“ in dieser Zeitschrift, 16. Jahrgang, 1987, S. 216–219, muß um zwei inzwischen herausgekommene Neuerscheinungen ergänzt werden:

Kummer, Stefan: Anfänge und Ausbreitung der Stuckdekoration im römischen Kirchenraum (1500–1600). Tübinger Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte, Band 6, Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen 1987.

Hofer, Sigrid: Studien zur Stuckausstattung im frühen 18. Jahrhundert. Modi und ihre Funktion in der Herrschaftsarchitektur am Beispiel Ottobeuren. Kunstwissensch. Studien; Band 56, Deutscher Kunstverlag 1987.

Beide Veröffentlichungen beschäftigen sich nämlich in unterschiedlicher Weise mit dem Medium Stuck unter einem Gesichtspunkt, der in der bisherigen Literatur kaum eine Rolle gespielt hat: mit der Funktion der Stuckausstattung innerhalb von architektonischen Räumen. Das geschieht bei Hofer im Bereich der vermeintlich gut erforschten süddeutschen Stuckdekoration des 18. Jahrhunderts, bei Kummer verbunden mit einer akribischen Aufarbeitung für ein bisher nahezu „literaturloses“ Gebiet, den Stuck in römischen Sakralräumen des 16. Jahrhunderts.

Das Ergebnis seiner Studien hat Kummer selbst zusammengefaßt: „So vielfältig auch im Laufe des Cinquecento die Aufgaben der Stuckdekoration im römischen Kirchenraum gewesen sein mögen, so waren doch zwei Funktionen die hervorsteckenden: Zum einen sollten die Stukkaturen dem Bild zum Einzug in den antikisch gegliederten Renaissance-Kirchenraum verhelfen, zum anderen wurden sie dazu bestimmt, der Ausmalung in eben diesem Raume Grenzen zu ziehen. Der leitende Gedanke war dabei, das Verhältnis der Ausmalungen zur Architektur zu ordnen.“ Stuck als Rahmen für Gewölbe- und Wandmalerei begegnet im römischen Sakralraum zuerst in den an die Kirchenschiffe angelagerten Kapellen. In Einzeluntersuchungen der Monumente verfolgt der Verfasser nun den Weg der Stuckdekoration in den eigentlichen Kirchenraum hinein, immer unter dem Gesichtspunkt ihrer im oben zitierten, zusammenfassenden Satz charakterisierten Funktion innerhalb des architek-



Rom, Villa Madama, Gewölbestuck.

tonischen Raumes. Am Ende des von Kummer untersuchten Zeitraumes ist die Stufe erreicht, die zum bekannten Bild einer Stuckausstattung von barocken Kirchenräumen führt. „Als Mittler zwischen der Architektur und der Ausmalung verhalf sie dem Bild zur epiphanieartigen Präsenz im Raum und verwandelte diesen schließlich zum Ort wunderbaren Geschehens“, schreibt Kummer. Die Fülle der Einzelbeobachtungen des Verfassers zur Entwicklung des Formenschatzes der Stuckdekoration kann hier nicht referiert werden; angeführt sei nur seine Beobachtung, daß seit dem 5. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts auch die vollplastische Stuckfigur zum festen Bestandteil der Dekoration in römischen Kirchen wurde.

Stuck in profanen Räumen behandelt Kummer nicht, wenn auch in einer Fülle von Querverweisen in seinem Buch immer wieder auf den gleichzeitigen Stuck in außerkirchlichen Räumen hingewiesen wird. Für dieses große Gebiet der frühen Stuckdekorationen bleibt also das bisherige Desiderat einer zusammenfassenden Darstellung bestehen. Auch der Frage der technischen Herstellung der Dekorationen konnte sich der Verfasser nicht widmen, zumal, wie er betont, jegliche Vorarbeiten dafür ebenso wie für die ursprüngliche farbige Erscheinung des Stuckes fehlen. Daß die Aufmerksamkeit des Verfassers allerdings auch auf technische Probleme gerichtet ist, wird in den Querverweisen in einigen Anmerkungen deutlich. So zitiert Anm. 27 den Hinweis auf einen Untersuchungsbericht, aus dem hervorgeht, daß die Stuckgliederungen im Appartamento Borgia im Vatikanischen Palast auf der Bank vorgefertigt und mit Nägeln an der Decke befestigt wurden; Anm. 31 und 32 verweisen auf die neuerliche Anwendung der antiken Technik der Gewölbedekoration in Renaissancebauten, etwa beim Neubau von St. Peter.

An dieser Stelle ist auf eine bisher in der Geschichte der Stucktechnologie überhaupt noch nicht gestellte Frage wenigstens hinzuweisen: Worin bestand eigentlich die in der Literatur immer wieder erwähnte Neuentdeckung oder Neuerfindung der Technik des antiken Stuckes durch Giovanni da Udine auf der Grundlage der Beobachtungen in den neuerforschten „Grotten“ der Domus Aurea? Offensichtlich bezog sich die Erfindung nicht auf die aus mit Leim versetzter Stuckmasse auf der Bank gegossenen (oder mit Modeln gepreßten?) Stuckornamente. Denn diese waren ja bereits bekannt, wie ihre Verwendung im Appartamento Borgia oder auch im Herzogspalast in Urbino und an anderen Stellen beweist. Nicht gemeint war auch der Mörtelguß in in die Schalung eingebaute Formen aus Holz oder Ton, wie sie Bramante bei der Herstellung der Vierungsbögen für den Neubau von St. Peter und in sicherlich modifizierter Form auch für die Fassadendekoration des Palazzo Caprini im Borgo verwendete – wie Vasari in der Lebensbeschreibung Bramantes berichtet. Man muß wohl davon ausgehen, daß das wiedererfundene antike Marmorstaub-Rezept nur für jene ganz flachen, beinahe aus der Ritzung entwickelten, frei angetragenen Stuckreliefs galt, wie sie sich in den vatikanischen Loggien und im Durchgangsraum zur Loggia der Villa Madama in Rom erhalten haben und wie sie übrigens in der späteren Entwicklung der Stuckdekoration kaum eine Nachfolge gefunden haben. Diese Annahme findet eine Stütze in bereits 1908 veröffentlichten technologischen Untersuchungen zur Villa Madama, aus denen hervorgeht, daß die Materialzusammensetzung beim kräftig-plastischen Stuck der Wölbungen der Loggia von jener der ganz flachen Reliefs an den Pilastern des Durchganges unterschieden ist.

Das Buch Kummers schließt eine Lücke

in der Erforschung der Frühzeit der Stuckdekoration in allen ihren Aspekten. Die Querverweise zeigen, wieviel hier noch zu erforschen wäre.

Während Kummer nach der Funktion von Stuck als Gliederungselement innerhalb der Architektur fragt, interessiert Sigrid Hofer die Frage: Was bedeutet Stuck?

Auch ihr Buch, hervorgegangen aus Magisterarbeit Marburg 1982 und Dissertation Bamberg 1985, erschließt neues Material insofern, als in einem bereits „bekannten“ Gebäudekomplex, dem Benediktinerkloster Ottoheuren, nun wirklich einmal alle Räume mit ihren Stuckdekorationen vorgestellt werden.

Das ist jedoch nur ein Nebenprodukt ihrer Forschung, allerdings auch deren Voraussetzung – nicht in dem Sinne, daß dem in der Literatur bei der Beschäftigung mit Stuckausstattungen üblichen summarischen „die anderen Säle sind einfacher dekoriert“ nun eine akribische Beschreibung aller Stukkaturen entgegengesetzt würde –, sondern weil sie fragt, warum es so ist, daß offensichtlich gleichzeitig dekorierte Räume im gleichen Gebäude ein nach Umfang und Motivreichtum der Dekoration so unterschiedliches Bild bieten.

Dazu dient ihr in einem umfangreichen ersten Teil des Buches ein Befragen der architekturtheoretischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders auf Aussagen für den Bereich der Bedeutung des „decorum“. Denn, so schreibt S. Hofer in der Einleitung: „Grundlegend für den heute üblichen Umgang mit Ornamentik und Dekoration sind tradierte Begriffsbestimmungen und Vorstellungen von ihrem Stellenwert im Bauzusammenhang, die sich mit denjenigen des 18. Jahrhunderts keineswegs in allen Bereichen decken.“ Sie kann beweisen, daß „Zierat“ im 18. Jahrhundert Bedeutungsträger war, nicht nur dekorative Flächenfüllung oder Betonung architektonischer Strukturen in anderem Material.

Im zweiten Teil der Arbeit wendet die Verfasserin die im ersten Teil gewonnenen Erkenntnisse nun auf die einzelnen Räume im Kloster Ottoheuren an, wobei sie, sicher zu Recht angesichts auch der weltlichen Funktion einer so bedeutenden Abtei, diese in erheblichem Umfang mit der Residenz eines weltlichen Herrschers gleichsetzen kann. Ottoheuren bietet sich als Untersuchungsobjekt an, denn der Neubau „wurde unter einem einzigen Bauherrn geplant, durchgeführt und vollendet. Für alle zu vergleichenden Räumlichkeiten gelten somit dieselben Rahmenbedingungen. Weder unterschiedliche Wünsche der Auftraggeber – auf die die Künstler in gewisser Weise einzugehen hatten – noch grundsätzlichere stilistische Entwicklungen erschweren die Analyse. Als besonders günstig erweist es sich ferner, daß der Abt, unter dessen Regierungszeit der Neubau entstand, . . . die

Bautätigkeit auch geleitet und in seinem 14bändigen Tagebuch ausführlich kommentiert hat.“ Es gibt also in Ottoheuren keinen anderen Grund für unterschiedlich reiche Ausstattung der Räume mit Stuckdekorationen, für die Wahl unterschiedlicher Motive im Stuck, für die Einführung immer neuer bedeutungsbeladener Gegenstände – sei es aus dem Bereich der figürlichen Plastik oder aus dem Bereich der Architekturelemente – in die Stuckausstattung als eben das Bestreben, die Funktion des Raumes in der Art der gewählten Stuckdekoration unmittelbar anschaulich zu machen. „Architektonisches, Figürliches, vollplastische Darstellung, Reliefs und Ornamente wurden, in das Medium des Stucks umgesetzt, realisiert. Entscheidend für die inhaltliche Vermittlung dieses Raumes ist die Darbietung von solchen Kunstgattungen und -formen, denen die Architekturtheoretiker eine gewisse Exklusivität, eine repräsentative Wirkung zugesprochen haben, wie dem Vorhandensein von architektonischen Baugliedern, skulpturalen Darstellungen, aber auch den Baldachinen, Draperien, Vasen oder Wappen.“

Von Raum zu Raum, je nach seiner Funktion, ergibt sich so eine Steigerung des Aufwandes an bedeutungsvollen „Gegenständen“ innerhalb der Stuckdekoration, die von einfachen Blumen- und Laubdekorationen ohne besondere inhaltliche Mitteilung in den Klosterzellen über die stärkere Ausstattung mit in Stuck ausgebildeten architektonischen Elementen und figürlichen Reliefs im Kapitelsaal über die Einführung von Baldachinen, Vasen, Figuren in repräsentativeren Räumen führt und in der Dekoration von Audienzraum und Kaisersaal kulminiert.

Dabei spielt nicht nur die Einführung bedeutungsgeladener „Gegenstände“ in die Dekoration eine Rolle, sondern auch deren Fülle und sich steigernde „Mannigfaltigkeit“.

Das bedeutet für den Besucher, wenigstens für den informierten Besucher des 18. Jahrhunderts, daß er an der Gegenständlichkeit und dem Ausmaß der in der Stuckdekoration enthaltenen bedeutungsvollen Gegenstände den Stellenwert des Raumes, in dem er sich befand, innerhalb eines Gebäudes ablesen konnte. Den Vergleich des bei den Architekturtheoretikern Ausgesagten mit dem in den Räumen Vorhandenen führt die Verfasserin für alle Zimmer und Säle des Klosters Ottoheuren konsequent durch. Daß ein solcher Versuch, literarische Quellen durch reale Zimmerdekorationen zu „illustrieren“, seine Tücken hat, ganz besonders bei einem Gebäude mit so vielen unterschiedlichen, klösterlichen und „weltlichen“ Räumen, sei hier nicht verschwiegen. Die Gefahr der Überinterpretation droht ebenso wie diejenige, spezielle Funktionen innerhalb eines Zeremoniells oder auch nur einer besonderen Nutzung in ihrer Wir-

kung auf die besondere Ausstattung eines Raumes zu vernachlässigen. Außerdem haben gerade neuere Untersuchungen über die Nutzung eines Gebäudes wie der Würzburger bischöflichen Residenz gezeigt, daß sich die Bewohner für ihre Bedürfnisse keineswegs an die durch die Dekoration so hervorragend festgelegte Funktion einzelner Räume gehalten haben.

Kritisch angemerkt werden muß, daß sich die Verfasserin – was bei der schlechten Quellenlage allerdings verständlich ist – mit der Farbigkeit der Stukkatur, von einigen Hinweisen abgesehen, überhaupt nicht auseinandersetzt; daß sie in ihrer Konzentration auf das Material Stuck, das bei den Theoretikern meist gar nicht erwähnt wird, trotz gegenteiliger Beteuerungen bei den Einzelanalysen oft den Zusammenhang aus Malerei und Stuck aus den Augen verliert. Die Tatsache, daß Stuck eben durch die Möglichkeit, ihn farbig zu behandeln, ein anderes, höherwertiges Medium „darstellen“ kann, Bronze durch Bronzierung, Gold durch Vergoldung, hätte mit Sicherheit stärkere Berücksichtigung verlangt, zumal in den Staatsappartements von Schlössern, etwa in Rastatt, eine eindeutige Steigerung des Umfangs der Vergoldung von Raum zu Raum festzustellen ist. Trotz aller sicherlich im Detail vorzubringenden Einwände ist der Ansatz von Sigrid Hofers Buch innerhalb der Stuckliteratur von größter Wichtigkeit.

Für den Konservator enthält das Buch die erneute Aufforderung, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt nicht zwischen aufwendigen und weniger aufwendigen Stuckausstattungen in einem architektonischen Zusammenhang zu differenzieren. Denn offenbar geben nur beide zusammen und im Zusammenhang gesehen die bewahrenswerte historische und künstlerische Substanz.

Wolfgang Stopfel

Mitteilungen

Württembergischer Archäologiepreis 1989

Der Württembergische Archäologiepreis der Volksbanken und Raiffeisenbanken wird 1989 zum achten Mal ausgeschrieben. Er ist für Persönlichkeiten bestimmt, die sich aus privater Initiative um die Entdeckung, Erforschung, Erhaltung, Publikation oder Präsentation von archäologischen Funden in Württemberg besonders verdient gemacht haben.

Der Preis ist mit 5000 DM dotiert. Zu ihm werden eine Urkunde und eine Nachbildung der Goldschale aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf ausgehändigt.

Vorschläge zur Verleihung können von jedem Mann bis zum 30. Juni 1989 an den Württembergischen Genossenschafts-

verband – Postfach 105443 in 7000 Stuttgart 10 – gerichtet werden. Über die Preisverleihung entscheidet eine Jury, der Repräsentanten des Innenministeriums, des Landesdenkmalamtes, des Württembergischen Landesmuseums, der kommunalen Spitzenverbände, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern sowie der genossenschaftlichen Banken angehören.

Geodätentag 1989 in Stuttgart

Der Deutsche Verein für Vermessungswesen (DVW) veranstaltet vom 30. August bis 2. September im Messe- und Kongreßzentrum in Stuttgart seinen 73. Geodätentag unter dem Leitthema „Geodäsie im Dienste der Umwelt“. In der Fachausstellung, die der Tagung angegliedert ist, zeigt das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Beispiele meßtechnischer Untersuchungs- und Dokumentationsmethoden aus der Praxis der Denkmalpflege. Folgende Themen werden in der Ausstellung vorgestellt:

Photogrammetrische Bestandsdokumentation Kloster Hirsau,
Photogrammetrisch-meßtechnische Bauuntersuchung im Kreuzgang von Kloster Bronnbach,
Schadensbestandsaufnahme bei Natursteinen, photogrammetrische und naturwissenschaftliche Untersuchungen,
Archäologische Denkmalpflege, Aufgaben und Ziele,
Ausgrabungen und Vermessung,
Archäologisch-topographische Inventarisierung,
Atlas der obertägig sichtbaren archäologischen Denkmale.

Unter dem Pflaster liegt Geschichte Stadtarchäologie in Baden-Württemberg

„Unter dem Pflaster liegt Geschichte“ ist der Titel einer mehr als 30 Seiten starken Broschüre über die Stadtarchäologie, die das Innenministerium von Baden-Württemberg im März 1989 vorgelegt hat.

Die reich bebilderte Schrift behandelt ausführlich folgende Themenkreise: Was ist Stadt? Städte und ihre Geschichte – Zur Bedeutung der archäologischen Geschichtszeugnisse. Ergebnisse der Stadtarchäologie: Konstanz-Mönche und Bürger bauen eine neue Stadt; Ulm-Archäologie zwischen Münster und Holzhütte; Marbach-Kellergeschichte(n) im Schatten der Burg; Heidelberg – zwischen Hexenturm und Prinz Carl. Archäologische Quellen sind wie Rohstoffe . . . sie sind unersetzbar. Sanfte Stadterneuerung plant archäologieverträglich.

Die Stadtarchäologie ist in den letzten Jahren ins Blickfeld öffentlichen Interesses geraten und zum Ausgangspunkt lebhafter Kontroversen geworden. In dieser Situation aufklärend und sachlich die Arbeitsweise und die Belange der Stadtarchäologie zu schildern und zu vertreten, ist Anliegen dieser vom Landesdenkmalamt konzipierten und ausgearbeiteten Broschüre. Warum und wozu Stadtarchäologie betrieben wer-

den muß, ihr Vorgehen und ihre Ergebnisse sind Themen, die hier ausführlich und klar behandelt werden. Das Heft sucht Verständnis zu wecken für die archäologische Vergangenheit und Geschichtszeugnisse im Untergrund unserer Städte und gibt Anregungen und Hinweise, wie in der Praxis Stadterneuerung archäologieverträglich geplant und durchgeführt werden kann.

Die Informationsschrift wendet sich an alle mit Sanierungsvorhaben befaßten Institutionen, Behörden, Gremien und Bauträger, an die Eigentümer von Kulturdenkmälern, darüber hinaus an jeden Bürger, der an der Geschichte seiner Stadt interessiert ist.

Bestellungen

Die Schrift kann kostenlos über das Landesdenkmalamt bezogen werden:
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Referat 32
Mörrikestraße 12
7000 Stuttgart 1

Wir bitten um Verständnis, daß aus technischen Gründen nur Bestellungen berücksichtigt werden können, denen ein mit 0,80 DM als Büchersendung frankiertes DIN-A4-Kuvert mit Ihrer Adresse beiliegt.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:

J. Feist, Pliezhausen 78, 79 Abb. 4, 81–83;
Foto Hütter, Ravensburg 80, 84;
Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck 110, 112 Abb. 6;
Th. Keller, Reichenau 101–103;
Photo Atelier Josef Heer, Tauberbischofsheim 108, 109;
Stiftsbibliothek St. Gallen 97;
LDA-Freiburg 103 Abb. 3, 105;
LDA-Stuttgart Titelbild (Foto O. Braasch, Landshut) 77, 85, 92–96, 106, 107.

Die Zeichnungen lieferten:

Grafik gravis, Konstanz 90–92;
H. Jüttemann, Karlsruhe 111, 113;
LDA-Freiburg 98, 99 (Zeichnung: C. Urbans nach Angaben des Verfassers);
LDA-Stuttgart 86, 87, 89;
LDA-Tübingen 78 (Zeichnung: B. Höhmann).
Nach: Zeichnung von H. Irslinger 112 Abb. 5.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1 (vergr.)
Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch
Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns
München/Berlin 1971

Band 2
Reinhard Lieske (vergr.)
Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg
München/Berlin 1973

Band 3 (vergr.)
Stadtkern Rottweil Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt
München/Berlin 1973

Band 4 (vergr.)
Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemssen

Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke
München/Berlin 1974

Band 5 (vergr.)
Der Altar des 18. Jahrhunderts Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe
München/Berlin 1978

Band 6 (vergr.)
Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag
Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm
Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim
Bearbeitet von Hans Huth, mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer,
E. Reinhard, M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes BW Konrad Theiss Verlag
Heft 1
Richard Strobel und Felicitas Buch
Ortsanalyse
Stuttgart 1986

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart
H. 2.1. Ladenburg 1984
H.1.1. Esslingen a.N. 1985
H. 1.2. Schwäbisch Gmünd 1985
H. 1.3. Schwäbisch Hall 1986
H. 1.4. Leonberg 1986
H. 1.5. Herrenberg 1986
H. 1.6. Waiblingen 1987
H. 1.7. Markgröningen 1987
H. 1.8. Bietigheim-Bissingen 1988
H. 4.1. Ravensburg 1988
H. 4.2. Meersburg 1988
H. 1.9. Schorndorf 1989

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Vertrieb:
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 1
Günter P. Fehring
Unterragenbach Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche
Stuttgart 1972

Band 2
Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu Hummersried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts
Stuttgart 1974

Band 3
Barbara Scholkmann
Sindelfingen/Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters
Stuttgart 1978

Band 4
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

Band 5
Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979

Band 6
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981

Band 8
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1983

Band 9
Volker Roeser und Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold
Tübingen 1986

Fundberichte aus Baden-Württemberg E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermiller, Stuttgart)
Band 1, 1974 Band 2, 1975
Band 3, 1977 Band 4, 1979
Band 5, 1980 Band 6, 1981
Band 7, 1982 Band 8, 1983
Band 9, 1984 Bd. 10, 1986
Bd. 11, 1986 Bd. 12, 1987

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag Stuttgart
Band 1, 1972
Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg
Band 2, 1972
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Band 3, 1972
Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973
Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973
Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975
Dieter Planck
Aræ Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil
Band 7, 1976
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Band 8, 1977
Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Band 9, 1977
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960
Band 10, 1978
Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Band 11, 1981
Wolfgang Czys u. a.
Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal
Band 12, 1982
Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden
Band 13, 1982
Mostefa Kokabi
Aræ Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil
Band 14, 1983
U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim
Band 15, 1983
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)
Band 16, 1983
Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)
Band 17, 1984
Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986
Margot Klee
Aræ Flaviae III Der Nordvicus von Aræ Flaviae
Band 19, 1985
Udelgard Körber-Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I
Band 20, 1986
Studien zu den Militärgrenzen Roms III Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983
Band 21, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)
Band 22, 1986
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I
Band 23, 1987
Claus Joachim Kind
Das Felsställe
Band 24, 1987
Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern
Band 25, 1987
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern
Band 26, 1988
Joachim Hahn
Die Geißenklösterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I
Band 27, 1988
Erwin Kefer
Hochdorf II. Die Schussenrieder Siedlung
Band 28, 1988
Aræ Flaviae IV. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber
Band 29, 1988
Joachim Wahl
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I
Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle
Band 31, 1988
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne
Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart
Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987 Heft 11, 1988

Band 6, 1975
Dieter Planck
Aræ Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil
Band 7, 1976
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Band 8, 1977
Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Band 9, 1977
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960
Band 10, 1978
Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Band 11, 1981
Wolfgang Czys u. a.
Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal
Band 12, 1982
Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden
Band 13, 1982
Mostefa Kokabi
Aræ Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil
Band 14, 1983
U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim
Band 15, 1983
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)
Band 16, 1983
Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)
Band 17, 1984
Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986
Margot Klee
Aræ Flaviae III Der Nordvicus von Aræ Flaviae
Band 19, 1985
Udelgard Körber-Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I
Band 20, 1986
Studien zu den Militärgrenzen Roms III Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983
Band 21, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)
Band 22, 1986
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I
Band 23, 1987
Claus Joachim Kind
Das Felsställe
Band 24, 1987
Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern
Band 25, 1987
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern
Band 26, 1988
Joachim Hahn
Die Geißenklösterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I
Band 27, 1988
Erwin Kefer
Hochdorf II. Die Schussenrieder Siedlung
Band 28, 1988
Aræ Flaviae IV. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber
Band 29, 1988
Joachim Wahl
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I
Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle
Band 31, 1988
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne
Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart
Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987 Heft 11, 1988

Band 2, 1976
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Band 3, 1977
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960
Band 4, 1979
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Band 5, 1980
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Band 6, 1981
Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Band 7, 1982
U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim
Band 8, 1983
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)
Band 9, 1984
Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)
Band 10, 1986
Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 11, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)
Band 12, 1988
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I
Band 13, 1989
Claus Joachim Kind
Das Felsställe
Band 14, 1990
Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern
Band 15, 1991
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern
Band 16, 1992
Joachim Hahn
Die Geißenklösterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I
Band 17, 1993
Erwin Kefer
Hochdorf II. Die Schussenrieder Siedlung
Band 18, 1994
Aræ Flaviae IV. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber
Band 19, 1995
Joachim Wahl
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I
Band 20, 1996
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle
Band 21, 1997
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne
Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart
Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987 Heft 11, 1988

Band 19, 1985
Udelgard Körber-Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I
Band 20, 1986
Studien zu den Militärgrenzen Roms III Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983
Band 21, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)
Band 22, 1986
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I
Band 23, 1987
Claus Joachim Kind
Das Felsställe
Band 24, 1987
Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern
Band 25, 1987
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern
Band 26, 1988
Joachim Hahn
Die Geißenklösterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I
Band 27, 1988
Erwin Kefer
Hochdorf II. Die Schussenrieder Siedlung
Band 28, 1988
Aræ Flaviae IV. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber
Band 29, 1988
Joachim Wahl
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I
Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle
Band 31, 1988
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne
Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart
Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987 Heft 11, 1988

Band 29, 1988
Joachim Wahl
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I
Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle
Band 31, 1988
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne
Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart
Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987 Heft 11, 1988

Band 32, 1989
Aræ Flaviae V. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber
Band 33, 1990
Joachim Wahl
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld II
Band 34, 1991
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle
Band 35, 1992
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne
Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart
Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987 Heft 11, 1988

Band 32, 1989
Aræ Flaviae V. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber
Band 33, 1990
Joachim Wahl
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld II
Band 34, 1991
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle
Band 35, 1992
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne
Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart
Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987 Heft 11, 1988

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-27 34

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen

Fischersteig 9
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 12 55 < 30 01 >
Telefax (0 77 35) < 16 50 >

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35-53 11
Telefax (07 21) 1 35-53 37

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35-53 00
Telefax (07 21) 1 35-53 36

Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35-53 11
Telefax (07 21) 1 35-53 37

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 205-27 55

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05-27 81
Telefax (07 61) 205-27 91

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 60 20
Telefax (0 70 71) 602-1 84

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 28 21 07
Telefax (0 70 71) 28-21 08

Archäologie des Mittelalters

Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21